

BERLINER BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.



Inhalt: Mela's Geheimniß. Novelle von Helene Stöhl. — Kleine Wäsche. Originalzeichnung von B. Nordenberg. — Fräulein Baronesse. Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung). — Elf Königinnen. Von George Hill. — Der liebste Mann im Städtchen. Von Elh Gregor. — Die Mode. Von Veronika von G. — Wirtschaftsplaubereien (mit Abbildungen). — Auflösung des Rebus Seite 164. — Räthsel. — Correspondenz. — Inserate.

Mela's Geheimniß.

Novellette von Helene Stöhl.

„Es ist um aus der Haut zu fahren! Grade heute, wo ich die musikalische Matinee besuchen wollte, kann ich keine nur einigermaßen erträgliche Schleife zu Stande bringen!“

Dr. Förster, der Redacteur des beliebten Berliner Unterhaltungsblattes „Im Familienkreis“, ließ muthlos die Hände sinken; seit länger als einer Stunde hatte er sich bemüht, die beiden widerstrebenden Enden einer schwarzen Kravatte zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen.

„Es ist empörend, menschenunwürdig, himmelschreiend, wie solche Kleinigkeiten Einem das Leben verbittern können! Und dagegen gibt es kein Mittel! Was nützen mir Energie, Ausdauer, ein eiserner Wille? Chinesisch will ich lernen und aus dem Sanscrit übersetzen, wenn es sein muß, aber eine Schleife mit zwei Maschen kann ich nicht binden. Ich weiß noch recht gut, wie oft ich als Student stundenlang vor meinem alten Brodhaus saß und ihm meine Kravatte umprobirte. Glaubte ich endlich, das Ding sitze dem alten Schmöker erträglich und versuchte ich es an meinem eigenen Hals, war der status quo wiederhergestellt. Die beiden Schleifen hingen herunter wie die Ohren eines betäubten Pudels.“

„Du, Karl,“ unterbrach jetzt Förster seinen Monolog, die Thür öffnend, vor der sich Schritte hören ließen, „komm einmal herein.“

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Redacteur.“ In der Thür zeigte sich der dicke Kopf eines vielversprechenden Seherlehrlings. „Mit was kann ich dienen?“

„Kannst Du eine Kravatte binden?“

„Det weiß ich nich, kann aber möglich sin.“

„Nun so versuchs einmal.“

Die Hände an seiner blauen Schürze abreibend, trat Karl näher und machte sich bedächtig an das große Werk.

„Is es so jut, Herr Redacteur?“ frug er endlich, sein Gesicht zu einem breiten Grinsen verziehend. Ein Blick in

den Spiegel zeigte Förster, daß die Ohren der Schleife melancholisch wie früher herabhingen. „Wie kann man ein so großer Mensch und dabei ein so ungeschickter Bummel sein!“ rief er aufgebracht.

„Ja, det frug id mir och, als Sie mir vorhin rin-

denn nich, lieber Mann,“ recitirte er halblaut im Versuchwinden.

Förster war wieder allein und machte ärgerlich dem Streite mit der Cravatte ein Ende, indem er ein fertiges Atlasfahrschein, an dem die Gummischlinge abgerissen war, mit einer Nadel feststeckte.

„Das kommt Alles vom Heirathen,“ seufzte er, als er einige Minuten später auf seinem Bettrande saß und mit der rührend emsigen Geberde, welche die Männer kennzeichnet, wenn sie nähen wollen, sich bemühte, eine Nadel einzufädeln. „Hätte die Tochter meiner alten Aufwärterin nicht geheirathet, so hätte Frau Müller heute nicht zur Taufe fahren müssen, und ich brauchte mir meine Knöpfe nicht selbst anzunähen. — Ich weiß nicht, was die Nadel hat, der Zwirn will nicht hinein. Mir ist es unerklärlich, wie die Frauenzimmer so leicht mit solchen Sachen zu Stande kommen. Meine Schwester konnte einen Bindfaden in eine Perlnadel einfädeln, das ist eine Thatsache, und erst meine gute Mutter, die verstand's! Die konnte einen Rock aus einem alten Paar machen und ein Paar neue Glacéhandschuhe aus einem abgelegten Filzpantoffel.“ — Endlich war Förster mit seiner Toilette fertig, er sah auf die Uhr.

„Für das Concert ist es richtig zu spät geworden. Es ist am besten, ich sehe die eingegangenen Manuscripte durch; verdorben ist der Vormittag doch einmal!“ Er setzte sich an den Schreibtisch, Bleistift und Notizbuch zurecht legend.

„Nichts wie Weibergekrügel, natürlich!“ murmelte er, die zierlichen Aufschriften der Briefe musternd, während er den Hals wunderlich verdrehte, denn die Stednadel fing an zu stechen. „Heut zu Tage kommen immer dreißig Schriftstellerinnen auf einen Schriftsteller, und wenn man den bei Lichte besieht, ist er auch eine pseudonyme Sie.“ Mühte man die Briefe wenigstens nicht alle durchlesen,“ fuhr er verdrießlich fort, „aber man ist ja nie ganz sicher, ob die betreffende Dichterin nicht neben der Anpreisung ihres Geistesproductes noch ein Mittel gegen Sommerprossen oder rothe Nasen zu haben wünscht. Nun, was man nicht ändern kann, muß man ertragen!“ Er machte sich an die Arbeit.



Kleine Wäsche. Originalzeichnung von B. Nordenberg.

riefen, es is mir jänzlich unbegreiflich. Soll id's vielleicht noch eenmal versuchen?“

Eine sehr unzuweidung Bewegung von Förster's rechter Hand veranlaßte ihn jedoch, an den Rückzug zu denken. „Na

betreffende Dichterin nicht neben der Anpreisung ihres Geistesproductes noch ein Mittel gegen Sommerprossen oder rothe Nasen zu haben wünscht. Nun, was man nicht ändern kann, muß man ertragen!“ Er machte sich an die Arbeit.

Arme Schriftstellerin, die Du bang hoffenden Herzens das weildendustende Schriftstück einpacktest und mit so bededten Worten dem geehrten Herrn Redacteur ans Herz legtest, sagte Dir keine warnende Stimme, daß die Stunde, welche Du wähltest, eine unheilvolle sei? Vereidenswerth waren heute noch die zu nennen, welche ihr Manuscript einfach mit einem jener buntpapernen Formulare zurückerhielten, auf denen zu lesen ist, wie sehr die Redaction bedauere, von dem Eingekendeten keinen Gebrauch machen zu können. Sie hatten wenigstens keinen Hohn neben ihrem Unglück zu ertragen. Endlich hielt Förster den letzten Brief in Händen, welcher den Poststempel Wien trug.

„Eine schöne, feste Handschrift, — aber auch von einer unbekanntem Schriftstellerin,“ setzte er mit einem Blick auf die Unterschrift „Ihre ergebene Namenlos“ hinzu. Er las: „Ich bin mir vollkommen bewußt, daß das Verbrechnen, eine Schriftstellerin zu sein, in den Augen eines Redacteurs durch den Umstand, daß sie, wie ich ehrlich genug bin einzugehen, in der literarischen Welt noch unbekannt ist, bedeutend erschwert wird. Um so dankbarer würde ich deshalb sein, wollten Sie mir gütigst ein Mittel angeben, wie es zu machen sei, gleich mit der hundertsten statt mit der ersten schriftstellerischen Arbeit anzufangen. Ich würde ein solches um so lieber anwenden, als ich mich der Befürchtung nicht verschließen kann, daß der Versuch, den ersten Umstand zu ändern und aus einer Schriftstellerin einen Schriftsteller zu gestalten, ein hoffnungsloser bleiben dürfte. Ich zeichne u. s. w.“

„Etwas wichtiger abgefaßt, als das übliche Geschreibsel,“ bemerkte Förster, „aber ich habe heute keine Lust“ (die Stecknadel stach eben wieder) „die beigefügte Vitanei durchzulesen. Vorrath von allen Gattungen habe ich noch für lange Zeit, also: „Bedauere, das Gesandte, als nicht für „den Familienkreis“ geeignet, zurücksenden zu müssen.“

Einige Tage später saß Förster wieder am Schreibtisch, die Einwendungen prüfend. Heute hatte ihn Frau Müller's sorgliches Walten in eine behagliche Stimmung versetzt, demzufolge stand der Papierkorb in weniger gefährlicher Nähe, als neulich und die Bemerkungen, welche für die „Kleine Correspondenz“ bestimmt waren, trugen einen menschlich verführenden Charakter.

Hatte er vor drei Tagen geschrieben: „Wir haben Ihre werthvolle Arbeit im Papierkorb verwerthet.“ so hieß es heute mitbedrückt: „Nicht ohne Talent, aber noch nicht druckreif.“ Damals schrieb er boshaft: „Wir werden das Eingekendete zwar nicht, wie Sie wünschen, in der nächsten Nummer bringen, aber auch in keiner künftigen;“ heute versicherte er höflich: „Wir würden die fein empfundenen Verse gern aufnehmen, wäre die Form etwas correcter“ u. s. w. u. s. w. Da fiel ihm ein Brief mit derselben schönen, festen Handschrift, die neulich seine Aufmerksamkeit erregt hatte, in die Hände: „Ah die junge Dame aus Wien, welche übrigens vermuthlich eine alte Jungfer ist, scheint Vorrath zu haben.“

„Geehrter Herr Redacteur“ hieß es in dem Schreiben, „die fabelhafte Geschwindigkeit, mit der ich mein Manuscript in Begleitung des ominösen Gelben zurückerhielt, hat mir die Ueberzeugung beigebracht, daß ich es ruhig wagen kann, dasselbe Manuscript noch einmal einzulegen, denn, legen Sie die Hand aufs Herz, auf der linken Seite sitzt es, Herr Redacteur, und gesehen Sie, daß Sie die Erzählung gar nicht gelesen haben. Ist es so, dann erlaube ich mir, Sie freundlichst zu eruchen, sich vor Allem eine Cigarre anzuzünden (eins der vielen confisicirten, hyrischen Gedichte wird Ihnen sicher mit Vergnügen als Fribids dienen), sich eine behagliche Sopha-Ecke auszusuchen, geschwind an etwas Angenehmes zu denken, und dann erst meine Erzählung vorzunehmen. Gefallen wird sie Ihnen sicherlich. — Klingt das zu annahmend? Sehen Sie, hochgeehrter Herr Redacteur, am literarischen Himmel gibt es, meiner Meinung nach, Sterne erster, zweiter, dritter und auch vierter Größe. Ich glaube nun, mich ohne Selbstüberhebung zwar nicht zu den Sternen erster, zweiter und dritter Größe, nicht einmal zu denen vierter Größe, wol aber zu den kleinen Unschlitzkerzen rechnen zu dürfen, versichere Ihnen aber, Herr Redacteur, daß es Augenblicke im menschlichen Leben gibt, wo Einem das kleinste Lichtstümpfchen lieber ist, als alle Sterne zusammengenommen. Ein solcher Augenblick würde z. B. für mich gekommen sein, wenn ich beim Scheine eines dieser kleinen Lichtverbreiter in der Correspondenz der nächsten Nummer Ihres Blattes die Notiz läse: „Mit dem größten Vergnügen zum Druck angenommen.“ —

„Ein impertinenter, kleiner Grasaaffe,“ jagte Förster; „es wird mir nichts helfen, ich werde die Erzählung lesen müssen. — hm, nicht übel geschrieben. Ich werde ihr das Vergnügen machen, dies anzuerkennen, mit dem Abdrucken geht es aber doch nicht so schnell, als sie sich einbildet.“ Er schrieb:

„Ihre Erzählung ist pitant und anschaulich geschrieben, der schelmische Geist, welcher den Verständigen mehr errathen läßt, als er ihm verräth, zeigt sich in den Situationen. Ob die Geschichte gerade im Winter spielen muß, und ob eine junge Dame die angeführten Strapazen so wohlgenuth ertragen würde, wie es Ihre Heldin thut, bleibe dahingestellt. Die Ueberfälle des Vorhandenen ist übrigens eine Thatfache, welche mich vorläufig abzulehnen zwingt, doch würde es mich interessieren, Einsicht in Ihre ferneren Arbeiten nehmen zu dürfen.“

Kurze Zeit darauf hielt er die Antwort in Händen. „Ich beileie mich, Ihnen eine neue Arbeit von mir vorzulegen, spreche aber zunächst meinen Dank für die gütige Beurtheilung der letztgesandten aus. Es gibt ja für einen Schriftsteller, der noch wenig Erfahrung besitzt, nichts Bildenderes und Belehrenderes, als das Urtheil Derer, die schon weiter vorgeschritten sind auf der Bahn, die auch er gehen will. — Nur der eine Punkt Ihres werthen Schreibens ist mir, trotz allen Nachdenkens, unklar geblieben, wie ich es nämlich machen soll, um eine Schlittschuhpartie im Sommer spielen zu lassen. Wir Oesterreicher sind aber eben in Allem zurück! — Beifolgende kleine Erzählung entwickelt sich beim Nüssesuchen. Ich erlaube mir zu bemerken, damit Sie dem Localgeist freundlichst einige Concessionen machen können, daß die Nüsse bei uns in Oesterreich nur im Herbst reif werden wollen und es mir daher nicht gut möglich sein würde, die Geschichte in das Frühjahr zu verlegen. Indem ich hoffe, daß Sie diesmal von dem schönsten Rechte eines Redacteurs, dem, Menschen zu beglücken, Gebrauch machen werden, so daß Ihr nächster Brief den süßsauren Geschmack des vorigen verliert, zeichne ich“ u. s. w.

„Recht wie eine“ (liebe Leserin, höre nicht zu bei dem

nächsten Worte. Die Welt liegt im Argen, und junge Herren sind, wenn sie Selbstgespräche halten, nicht immer allzu ängstlich in der Auswahl kräftig bezeichnender Wörter, also verzeihe, aber Förster sagte: „Recht wie eine Wanze!“ Es ärgerte ihn die Bosheit mit der Schlittschuhpartie im Sommer nicht wenig, besonders da er sich sagen mußte, die unbekanntem Correspondentin habe nicht so ganz Unrecht. „Wenn ich nur wüßte, ob sie alt oder jung, hübsch oder häßlich ist! Sie müßte sehr reizend sein, wenn ich ihr diese Unverschämtheit verzeihen sollte. Wie kann sie so thöricht sein, mich so herauszufordern, während sie mich braucht!“

Aber gerade das Bewußtsein seiner Macht stimmte ihn milder. Die Nußgeschichte war wirklich allerliebste geschrieben. Sein edles Herz trug schließlich den Sieg davon, er schrieb:

„Ihre Novelle ist in der That so hübsch, daß ich sie gern für mein Blatt acquiriren möchte. Bei der Menge des vorrätigen Materials muß ich mir jedoch die Frage erlauben, wie lange Sie bis zum Abdruck der Geschichte warten wollen.“ — „Wie lange ich warten will?“ war die Antwort, „gar nicht, geehrtester Herr Redacteur. Ich hasse das Wort 'warten' wie die Sünde. Wenn ich warten muß, so werde ich es wol auch zu Stande bringen. Ist doch die heutige Zeit ganz danach angethan, jungen Damen das Warten zu lehren. („Weil die Männer so rar sind,“ schaltete Förster ein.) Daß ich aber selbst bestimmen soll, wie lange ich zu warten habe, das können Sie nicht im Ernst von mir verlangen; fragt doch kein Richter den Verurtheilten, wie lange er zu sitzen wünscht. Bemessen Sie das Maß meiner Strafe so gering als möglich; ich unterwerfe mich Ihrem Urtheilsprüche.“

„Nun, ich will das arme Ding nicht allzu lange warten lassen!“ Das war Förster's lobenswerther Entschluß nach Durchlesung dieser Epistel. Doch wie allbekannt werden gute Vorsätze nur selten ausgeführt, sonst wäre der Weg zur Hölle nicht damit gepflastert. — Eine langathmige Geschichte, die Förster um des berühmten Namens ihres Verfassers willen aufgenommen hatte, zog sich seit Monaten bandwurmartig durch sein Blatt, alles frische Leben neben sich erbarmungslos erstickend. Mahnbrieve kamen von allen Seiten, längst Angenommenes nun endlich zu bringen. Unser Redacteur hätte den Umfang seines Blattes verdreifachen müssen, um allen Ansprüchen gerecht zu werden. Kein Wunder, daß er schlecht aufgelegt war und daß seine Laune sich nicht verbesserte, als er wieder einen jener häufig genug einlaufenden Wiener Briefe in Händen hielt. Da hieß es zum Beispiel: „Tag reiht sich an Tag, Woche an Woche, das Ersehnte erscheint nicht.“

Oder: „Ich bekomme jetzt einen Vorgeschnack der Ewigkeit; sie ist sehr lang.“

Oder: „Ich habe heute ein weißes Haar auf meinem Kopfe gefunden und bitte, meine Erzählung zum Abdruck zu bringen, ehe ich völlig ergraut bin.“

Es war ein böser Tag für Förster, als diese letzte Mahnung eintraf. Ein schätzenswerther Mitarbeiter drohte dem „Familienkreis“ seine fernere Mitwirkung zu entziehen, falls sein Roman, der voransichtlich das Blatt für längere Zeit gänzlich in Anspruch nehmen würde, nicht bald erschiene. Da übermannte Förster die Ungebild, er packte das uns bekannte Manuscript zusammen und schrieb: „Da ich aus Ihrem werthen Briefe sehe, daß Sie sich nicht länger gedulden mögen, es mir aber unmöglich ist, Ihren Wunsch in nächster Zeit zu erfüllen, so bin ich so frei, Ihnen Ihr Manuscript wieder zur Verfügung zu stellen.“

„Wie ungalant!“ wird gewiß jede unserer Leserinnen rufen, und so oft Förster sich auch sagte, daß ein Redacteur nicht dazu in der Welt sei, um sich galant zu erweisen — ganz ließ sich die innere Stimme, welche ihm zuflüsterte, unrecht gehandelt zu haben, nicht zum Schweigen bringen. Doch die Strafe blieb nicht aus, denn „jede Schuld rächt sich auf Erden.“ Genau nach drei Tagen lag das bewußte Manuscript wieder auf seinem Schreibtische. Das Begleitische lautete:

„Ihr Scherz ist gelungen, Herr Redacteur. Deinahe hätte ich Ihre Rückendung als ernst gemeint aufgenommen. Erst nach einiger Zeit fiel mir das Datum Ihres Briefes, der erste April' auf. Es hat mich sehr interessiert, unrecht gehandelt zu haben, nicht zum Schweigen bringen. Doch die Strafe blieb nicht aus, denn „jede Schuld rächt sich auf Erden.“ Genau nach drei Tagen lag das bewußte Manuscript wieder auf seinem Schreibtische. Das Begleitische lautete:

Als Förster die Epistel gelesen, da ward, wie es in der Bibel heißt, seine Seele müde; er kämpfte nicht länger gegen sein Schicksal an, und das vielgereiste Manuscript kam zur Ruhe.

Die nächste Nummer des „Familienkreises“ brachte die Erzählung. Mit dem Honorar zugleich ging folgender Brief Förster's ab:

„Verehrtes Fräulein! Härter als ein Stein, ist auch das Herz eines Redacteurs nicht, und selbst ein Stein wird durch den steten Anprall der sanften Welle mürbe gemacht. Es ist Ihnen gelungen, den Panzer, durch welchen Redacteur und Mensch bei mir geschieden sind, zu durchdringen und den Wunsch in mir zu erwecken, die Schreiberin der anmuthig keden Briefe kennen zu lernen. Ich werde mich freuen (und nun bitte ich Licht zu geben, denn das ist das Höchste, was ein Redacteur sagen kann), ich werde mich freuen, fernere Beiträge aus Ihrer launigen Feder in mein Blatt aufzunehmen.“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen glühendsten Dank zu Füßen lege. Sollten Sie zu dem bevorstehenden Journalistentage nach Wien kommen, so werde ich Gelegenheit finden, Ihnen zu zeigen, wie tief meine Ergebenheit und wie reizend das neue Seidentkleid ist, das ich Ihrer Güte zu verdanken habe. Ich hoffe, das Kleid und ich, wir werden Ihnen beide gefallen.“

„hm,“ überlegte Förster, „die Sache fängt an, romantisch zu werden. Das kofette Ding muß seiner Sache sehr gewiß sein, um so zu schreiben. Denkt sie vielleicht, eine Eroberung an mir zu machen? Honorar und obenein einen Mann für eine Novelle — nein, das wäre zu viel! Trotzdem bin ich gesonnen, mich am Journalistentage zu betheiligen. Das Blatt wird nicht gleich zu Grunde gehen, wenn ich auf ein Paar Tage abwesend bin. Das Wetter ist schön, meine Kasse leidlich gefüllt, ich kann nichts Besseres thun, als reisen. Die Lust aber, nach mir zu angeln, will ich der kleinen Wienerin gründlich verleben.“

Schadenfroh vor sich hinlachend, schrieb er: „Ich habe allerdings die Absicht, an dem Journalistentage theilzunehmen und hoffe, dabei Gelegenheit zu finden, die liebenswürdige Briefstellerin persönlich kennen zu lernen. Auch meine liebe Frau, die mich nach Wien begleiten wird, freut sich sehr darauf, eine so interessante Bekanntschaft zu machen. Wie aber soll ich Sie, werthes Fräulein, erkennen, da Sie bisher aus Ihrer Anonymität nicht herausstraten? Wie wäre es, wenn wir Tintenflecke an den Fingern als Erkennungszeichen festsetzten?“

Mit den Tintenflecken an den Händen ist es nichts, geehrter Herr Redacteur,“ war die Antwort. „Die Zeiten der Lady Montague, welche stets mit Tintenflecken an den Händen in Gesellschaft erschien, um die Welt immer von Neuem daran zu erinnern, daß sie nicht allein Bücher schreiben könne, sondern wirklich schreibe, sind vorüber. Heute zu Tage machen nur die sich schwarze Finger, welche nicht mit der Feder umzugehen wissen. Ich gebe Ihnen aber die Versicherung, daß Sie mich kennen lernen sollen, ehe Sie Wien verlassen. Die Bekanntschaft Ihrer ‚lieben Frau‘ zu machen, bin ich außerordentlich begierig, vielleicht eben so sehr, als Sie selber es sind. Was in meinen Kräften steht, um die Bekanntschaft zwischen Ihnen und besagter ‚lieben Frau‘ zu vermitteln, das soll geschehen.“

„Essen Sie die Hendl lieber gebacken oder mit Paprika eingemacht?“

Diese inhaltschwere Frage hemmte Förster's Schritte, als er am Morgen nach seiner Ankunft in Wien sich zur Sitzung begeben wollte. Er war am Abend zuvor in die Kaiserstadt eingedrückt, war officiell mit der gebührenden Feierlichkeit empfangen worden und hatte dann sein Quartier bei der Familie aufgesucht, die sich ihn für die Dauer seines Aufenthalts in Wien als Gast erbeten hatte. Sie bestand nur aus Vater und Tochter und hatte ihn auf das Liebenswürdigste empfangen.

So angerufen, hemmte Förster überrascht seine Schritte. In der halbgeöffneten Küchenthir zeigte sich Fräulein Mela oder Melanie, wie sie eigentlich hieß. In hellem, blüthenweißem Kleide, das kurz genug war, die reizendsten, elegant beschuhten Füßchen hervorblicken zu lassen, das volle, blonde Haar in üppigen Flechten am Hinterkopfe aufgestülmt, während kleine, kofette Böckchen bis in die Stirn spielten, eine weiße Layschürze vorgefleckt, die weiten Aermel des Kleides an der Achsel aufgenommen, den vollen Arm unverhüllt lassend, — so stand sie vor ihm und wiederholte, während der Uebermuth aus ihren Augen blitzte: „Gebacken oder mit Paprika eingemacht? Fällt Ihnen die Wahl so schwer, Herr Redacteur?“

Förster, der sich eben gelobt hatte, seine Frau, wenn er einmal heirathe, müsse auch so allerliebste Layschürzen tragen, fuhr zusammen.

„Ich schäme mich meiner grenzenlosen Unwissenheit. Aber da ich das Handwerkszeug eines Redacteurs, das Conversations-Lexikon, nicht bei mir habe, um nachzuschlagen, so bleibt mir nichts übrig, als zu fragen: Was ist Paprika, verehrtes Fräulein?“

„Etwas das heißt,“ lachte Mela.

„Wollten Sie mir nicht, um es mir möglich zu machen, eine etwas bestimmtere Definition des interessanten Wortes zu erlangen, huldvoll den Eintritt in Ihr Heiligthum gestatten?“

„Wenn wirkliche Wißbegierde, nicht profane Neugier Sie hereintreibt und Sie einen gelegentlichen Mehlstock nicht fürchten, mit Vergnügen!“

Ein ordentlicher Redacteur muß Alles kennen. Förster hatte gestern seinem zuvorkommenden Wirth, Herrn Schwarz, gegenüber, dessen liebste Erinnerungen mit einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Berlin zusammenhängen und der deshalb nicht geruht hatte, bis das Wohnungs-Comité ihm einen echten Berliner als Gast zugetheilt hatte, nicht wenig seine Localkenntniß Berlins herausgesprochen: kein Winkel der Großstadt, vom Neuen Museum bis zum Dyrhauum sei ihm unbekannt, hatte er sich gerühmt, — wie es aber in der Küche einer guten, bürgerlichen Familie aussieht, in der Mutter oder Tochter den Kochöffel als Scepter führen, das wußte Förster, trotz seines Reichthums an Erfahrungen, nicht oder hatte es vielmehr in seinem ungemüthlichen Junggesellenleben längst vergessen.

Wie er sich jetzt in dem sauberen Raume mit dem glitzernen Geschirr an den Wänden und den zischenden und brodelnden Töpfen auf dem Herde umsch, da überkamen ihn wehmüthig anheimelnde Erinnerungen an die Küche, in der er als Junge seiner Mutter einen Eierkuchen aus der Pfanne stibitz und sich die Hand dabei jämmerlich verbrannt hatte. Aber Mela ließ ihm nicht lange Zeit, seinen Träumereien nachzuhängen.

„Wenn Ihnen Paprika unbekannt ist, dann werde ich die Hendl doch lieber backen. Paprika oder spanischen Pfeffer muß man kennen, um ihn zu lieben. Sie könnten mir übrigens recht gut helfen, diese Erbsen auszuhäulen.“

„Erbsen?“ frug Förster, geschäftig einen Schemel zu Mela ziehend und mit Eifer an die Arbeit gehend. „Erbsen? das sind ja Schoten.“

„Schoten oder grüne Erbsen, das ist gehupft wie gesprungen,“ belehrte ihn Mela.

„Im Grunde genommen, haben Sie Recht, der Name thut nichts zur Sache. Wissen Sie, wie der Franzose, der Appetit auf Schoten hatte, sich aber nicht auf ihren Namen bestimmen konnte, diese dem Keller bescrieb?“

„Nun?“

„Wenn man drauf drückt, sagt sie knacks, spazier sie heraus fünf oder sechs Personen.“

„Reizend! Ja die Noth macht erfinderisch. Möchten Sie aber nicht Ihre Erbsen etwas schneller knacks sagen lassen, Herr Redacteur, und lieber die großen gelben statt der kleinen grünen Kerne naschen?“

„Wenn Sie es wünschen, mit dem größten Vergnügen, obwohl die kleinen süßer sind.“

Da schlug die Küchenuhr Zehn.

„Mein Gott, schon so spät!“ rief Förster. „Es ist die höchste Zeit, aufzubrechen!“

„Kommen Sie nur zur rechten Zeit zurück, sonst fällt der Faumloch (Schammaufwurf), den Sie bekommen sollen, zusammen.“

„Faumloch, was ist denn das?“

„Das werden Sie sehen, wenn er auf den Tisch kommt!“ Und Förster ging zu der Sitzung.
 Vielleicht hätte er das nicht gethan, sondern es mit denen gehalten, die, statt sich darüber zu erheben, wie man geistiges Eigentum vor Freibeuterei schützen und die Redactoren vom Zeugnißzwange befreien könne, das Wiener Volksleben in der tiefsten Bierhalle studirten oder in Schönbrunn auf dem Gloriettel sich ihres Lebens freuten, allein er mußte doch seiner unbekanntem Correspondentin Gelegenheit geben, sich ihm freundlich zu nähern.

Die Debatten neigten sich schon dem Ende zu, als er eintrat. Neugierig schweiften seine Augen über die Versammlung. Damen waren da, entschieden! Ob aber keine schöne Unbekannte sich unter ihnen befand?

Jetzt schloß der Vorsitzende die Versammlung; ein lebhaftes Gemüth entstand. Alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue geschlossen, hier und da eifrig fortdebattirt. Förster sah sich eben um, nach welcher Seite hin er sich am Schnellsten zurückziehen könne, da brach sich eine schon etwas ältliche, junge Dame, von auffallender Länge und Magerkeit, mit melancholisch herabhängenden, dünnen Locken, von einem gelben Seidenkleid umhüllt, Bahn durch das Gedränge.

„Ich bin zwar eine Stange, doch eine lange, lange,“ murmelte Förster spöttisch, da schrat er zusammen, denn die Dame pflanzte sich gerade vor ihm auf und begann, ohne sein Erschrecken zu beachten, mit süß stöbender Stimme.

„Ich glaube das Vergnügen zu haben, Herrn Redacteur Förster vor mir zu sehen. Ich fühle mich unendlich glücklich, Ihre werthe Bekanntschaft machen zu können.“

„Guter Gott,“ dachte Förster, während er sich stumm verbeugte, „sollte dies lange, altherkömmliche Gebäude die niedliche Wienerin sein, welche ich zu finden hoffte; es wäre gräßlich!“

„Ich benutze diese angenehme Gelegenheit,“ fuhr die junge Dame fort, „um Ihnen meinen wärmsten Dank auszusprechen für die Freundlichkeit, mit der Sie meinen Beitrag in Ihr geschätztes Blatt aufgenommen haben.“

„Ich bitte, mein Fräulein, ich bitte!“ — (leise) das ist eine schreckliche Enttäuschung! Also an diesen langhalsigen Haubenstock habe ich meine Galanterie verschwendet! Ich hätte es mir denken können! Ein junges, liebenswürdiges Mädchen schreibt keine so herausfordernde Briefe.“

„Da die Verhandlungen mich auf das Lebhafteste interessiren,“ stötete die Dame weiter, „so habe ich die Reise unternommen, obwohl es mir an einer für ein junges Mädchen so nöthigen Begleitung fehlt;“ sie schlug verschämt die Augen nieder: „ich möchte mir deshalb erlauben, mich, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, für die nächsten Tage unter Ihren Schutz zu stellen.“

„Jetzt heißt es, den Rückzug antreten, sauve qui peut!“ dachte Förster. — „Entschuldigen Sie einen Moment, werthes Fräulein, ich sehe dort einen alten Universitätsfreund, ich bin im Augenblick wieder da.“

Fort war er, es dem Fräulein überlassend, darüber nachzudenken, wie lang ein Augenblick unter Umständen sein kann.

„Oh, oh!“ seufzte Förster, als er sich gerettet im Freien sah. „Bin ich nach Wien gekommen, um der Ritter dieser Parze zu werden? Heiliger Himmel, diese Magerkeit! Nun, ich danke Gott, daß Fräulein Mela ihr nicht gleicht.“

Nein, Mela glied ihr nicht, und der Faumloch war nicht zusammengefallen, denn eine Wienerin ist nicht so dumm, eine solche Mehlspeise in die Röhre zu schieben, ehe sie den Gast bei der Suppe weiß.

Befand sich unser Redacteur während des Essens an Mela's Seite im Himmel, so verbrachte er den Nachmittag mit ihr und ihrem Vater „auf dem Himmel“ und unterhielt sich köstlich dort.

Am nächsten Tage sollte das große Diner, welches die Stadt den Journalisten gab, und Abends eine Festvorstellung im Burgtheater stattfinden.

Förster präparirte sich Mela am Morgen in tadelloser feiner Toilette; nur die weiße Kravatte, welche er, des hohen Tages wegen, anzulegen für gut befunden, hatte ihre Launen beim Umbinden gehabt.

„Sehen Sie nicht so spöttisch drein, Fräulein Mela,“ bat Förster, als er bemerkte, wie es um Mela's Mundwinkel zuckte. „Lassen Sie mir lieber Ihre freundliche Hilfe zu Theil werden, um diese Kravatte aus ihrer niedergedrückten Lage aufzurichten.“

Mela trat gefällig näher, stellte sich auf die Fußspitzen, und begann, den Knoten zu schürzen. Da dies aber natürlich nicht auf eine Weise Entfernung geschehen konnte, so ward Mela sehr roth und Förster eigenthümlich warm dabei. So geübt Mela in allen weiblichen Arbeiten war, mit Förster's Kravatte mußte es eine eigene Bewandtniß haben; sie sekte sich Mela's zitternden, kleinen Fingern gegenüber in hartnäckigste Opposition. Förster wurde es indessen immer absonderlicher zu Muth. Die koketten Locken tanzten vor seinen Augen auf und ab, ein süßer Athem streifte seine Wangen, jetzt kam ein Paar rother Lippen in nächste Nähe zu den seinen. Das Blut schoß ihm siedend heiß in den Kopf, er umschlang die feine Mädchengestalt und drückte einen Kuß auf ihren rothen Mund.

Gleich darauf stand er allein im Zimmer und hatte Muße genug, sich über seine Keckheit zu ärgern. Noch fühlte er, wie Mela ihn heftig zurückgestoßen, noch hörte er, wie sie, glühend vor Unwillen, gerufen: „Sie sind der abscheulichste Mensch auf der ganzen Welt!“ Die Worte wollten ihm nicht aus den Ohren, sie klangen ihm in die Taaste bei dem großen Festessen hinein, sie tönten ihm aus der Tafelmusik entgegen, kurz, sie verdarben ihm die ganze Feierlichkeit; nur die Aussicht auf die Theatervorstellung, bei der er Mela zu sehen hoffte, da es ihm gelungen war, Willets für sie und ihren Vater zu erobern, vermochte ihn zu trösten. — Und wirklich ließ ihn seine Hoffnung nicht zu Schanden werden. Am Abend saß er im Burgtheater wie die Perle im Golde zwischen Mela und ihrem Vater, denn Papa Schwarz hatte gar keine Augen für das Schmolken seines Töchterchens gehabt und sie einfach ausgelacht, als sie erklärte, zu viel Kopfwisch zu haben, um der Vorstellung beizuwohnen.

Mela hüllte sich in ihren hübschen Theatermantel und nebenbei in das Schweigen beleidigter Unschuld und saß still und steif an Förster's Seite, alle Annäherungsversuche desselben consequent unbeachtet lassend. Aber Fräulein Baudius spielte das Rolle in Auerbach's Stadt und Land so reizend und wußte die Seelenkämpfe der armen Frau Professorin so ergreifend

darzustellen, daß es Mela nicht möglich ward, ihre reservirte, kühle Haltung zu bewahren.

Förster sah, wie ihre Brust sich von verhaltenem Schluchzen hob und große Thränen über ihre blühenden Wangen liefen. Das freute ihn ungemein, nicht aus angeborener Bosheit, sondern weil seine Menschenkenntniß ihm sagte, daß man nicht zürnen kann, wenn Einem das Herz bewegt und erschüttert ist.

„Sind Sie mir noch böse?“ flüsterte er, sich auf den Theaterzettel beugend.

Mela blickte angestrengt auf die Bühne, obwohl ihre schwimmenden Augen nichts von dem wahrnahmen, was dort vorging.

„Wollen Sie mir nicht verzeihen?“ klang es wieder bittend zu ihr herüber.

Mela's Lippen öffneten sich zögernd zu einem leisen: „Wenn Sie versprechen wollen.“

„Es nicht wiederzuthun?“ unterbrach Förster eifrig. „O Fräulein Mela, nie wieder, wenigstens nicht ohne Ihre specielle Erlaubniß.“

„Auf die werden Sie lang warten können,“ lächelte Mela unter Thränen.

„So sehen Sie mich nur einmal wieder freundlich an.“

„Aber Herr Redacteur, wenn Sie nicht still sind, kann ich nicht hören, was die Frau Professorin sagt.“

Nach dem Theater ging es in den „rothen Zgel“.

„Wie hat Ihnen das Stück gefallen?“ frug Mela auf dem Wege dahin ihren Begleiter, dessen Arm sie angenommen hatte, während ihr Vater mit einem Bekannten voranschritt.

„Mir? Gar nicht.“

„Wie ist das möglich? das Stück ist so schön.“

„Ich muß mich zu sehr dabei ärgern.“

„Aber weshalb?“

„Ich kann den Maler, diesen Reinhold oder Reinhard, wie er heißt, nicht ausstehen. Es empört mich, zu sehen, wie er sich fortwährend mit der Nase auf sein Glück stoßen läßt und es dennoch nicht bemerkt. Statt seinem Schöpfer alle Tage drei Mal dafür zu danken, daß er ihm ein Weib gegeben, das, gesund an Leib und Seele, ein liebliches Aeußere mit einem hellen Verstande und warmen Herzen verbindet, fühlt er sich unglücklich, nicht an ein von unserer modernen Bildung angekränkelttes Wesen gefesselt zu sein, wie sich heute die Mehrzahl der Frauen darstellt. Wer, wie ich, fortwährend mit denjenigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts zu thun hat, die den Nachmittag dazu brauchen, die Tintenflecke, welche sie sich am Vormittag gemacht haben, wegzumachen — Fräulein Mela,“ er unterbrach sich plötzlich, „Sie haben doch wol nie geschristfstellert?“

Statt der Antwort, streifte Mela, die bei dieser unerwarteten Frage zusammenfuhr und blutroth wurde, schnell ihre Handschuhe ab und hielt ihre zehn Finger in die Höhe.

„Sehen die nach Tintenflecken aus?“

„Nein, gewiß nicht!“ Gar zu gern hätte Förster die sinken Fingerchen eingefangen und an seine Lippen gedrückt, aber er hatte die Lehre vom Morgen noch nicht vergessen und begnügte sich daher hinzuflüstern: „Ich hätte mir die Frage ersparen können, Engel schriststellern nicht.“

„Bitte sehr, mit dem Engelwerden hat es hoffentlich noch Zeit. Aber meinen Sie wirklich, daß es das Glück einer Ehe stören müße, wenn die Frau die Feder zu führen weiß?“

„Das glaube ich allerdings. Ich würde einen Widerwillen vor meiner Frau bekommen, in dem Augenblick, wo ich ersühre, daß sie schriststellert, und wenn ich bis dahin noch so glücklich gelebt hätte.“

„Sie nehmen diesen letzteren Fall also doch für möglich an. Dann würde es sich eigentlich nur darum handeln, daß Ihre Frau klug genug wäre, Ihnen nicht zu verrathen, daß sie Schriststellerin ist.“

„Nicht zu verrathen! Fräulein Mela, ich sehe mit Vergnügen, wie wenig Sie von diesen Sachen verstehen. Sie kennen die Eitelkeit der schriststellenden Damen schlecht. Nicht acht Tage lang wäre eine Frau im Stande, ihrem Manne das große Geheimniß vorzuenthalten.“

„Nicht acht Tage lang? Das ist eine kurze Zeit. Ich meine, etwas länger, ein halbes Jahr z. B. dürfte eine Frau wol schweigen können.“

„Wo denken Sie hin, Fräulein Mela? Ich würde jede Wette eingehen, um meine Meinung zu vertheidigen.“

„Um was würden Sie wetten, Herr Redacteur?“

„Ich verpflichte mich, im Falle mir nachgewiesen wird, eine Frau habe ihrem Manne ein halbes Jahr lang verschwiegen, daß sie sich mit literarischen Arbeiten beschäftigt, vier Wochen lang alle mir von Schriststellerinnen zugehende Manuscripte ungelesen zum Druck anzunehmen.“

„Wirklich? Nun, vergessen Sie nicht, Herr Redacteur, Ihre Wette ist angenommen.“

Im „rothen Zgel“ ging es lustig zu. Weiteres Stimmgerwirr, Gläserklingen und fröhliches Lachen klang unter den blühenden Oleanderbäumen von den dicht besetzten Tischen hervor. Eine Weile nahmen unsere Freunde an dem bunten Treiben Theil, dann ging es nach Hause, denn morgen in aller Frühe sollte der Vergnügungszug abgehen, welcher die Journalisten und die, welche sich ihnen angeschlossen, nach Würzzuschlag tragen sollte.

(Schluß folgt.)

Fräulein Baronesse.

Novelle von Ida von Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

Als die Herren von dem Geleitgeben zurückkehren, ist der Baron von Planta noch einige Minuten lang der Gegenstand der allgemeinen Besprechung. Mit Ausnahme der Frau Claudius, die da erklärt, sie könne ihn nicht ernsthaft nehmen, er sei zu drollig als abgetakelter Royalist, hat er lauter Eroberungen gemacht; selbst der Hamburger sagt: „Er scheint mir ein höchst angenehmer Mann zu sein.“

„Mir scheint er es nicht bloß zu sein, ich finde, er ist es,“ berichtet der Doctor das gemessene Zugeständniß des Hamburger's. Dann fragt er Espérance: „Fräulein Espe, hatt' ich nicht Recht, den Brief abzugeben?“

„Sie sind ein kluger Mann, Herr Doctor,“ antwortet

Espérance. „Und Sie sind auch ein angenehmer Mann,“ setzt sie schelmisch hinzu.

„Fräulein Espe will, Du sollst nicht eifersüchtig werden,“ bemerkt die Doctorin neckend.

„Wenn Du's nur nicht wirft!“ antwortet er scheinbar bedenklich.

Frau Claudius lacht und sagt: „Das glaub' ich doch nicht.“

„Wenn ein so schönes junges Fräulein Ihrem Herrn Gemahl Complimente sagte, könnten Sie es da nicht werden?“ fragt der Doctor.

„Auf meinen Mann? Das wäre zu drollig!“ Sie will sich ausschütten vor Lachen und wiederholt: „Eifersüchtig auf meinen Mann — ich wüßte wirklich nicht, wie ich das anfangen sollte.“

Alles lacht mit, außer Herrn Claudius, der einigermaßen betreten aussieht. Als sie sich ausgelacht hat, fragt die Doctorin ihn: was er dazu sage?

„Ich weiß wirklich nicht recht, wie ich das nehmen soll,“ entgegnet er.

„Als einen Beweis unbegrenzten Vertrauens,“ sagt Espérance.

Er verbeugt sich, so zu sagen, mit den Augenwimpern; dann wünscht er gute Nacht. Seine Frau folgt seinem Beispiel, immer noch lachlustig, weil sie auf ihn eifersüchtig sein soll. Beide verschwinden in der untern Loggia, auf welche ihr Zimmer geht. Die Tiroler schlendern dem kleinen Hause zu. Der Doctor spricht beifällig zu Espérance: „Summe bedacht auf Heraushefen! Sie sind ein gutes Kind, Fräulein Espe.“

Espérance antwortet ihm nur durch ein zerstreutes Lächeln. Die Traumahftigkeit, in der sie zu Anfang des Abends befangen war, hat sich ihrer ganz plötzlich wieder bemächtigt. Oben angelangt, blickt sie heute weder nach dem Mond, noch auf's Meer, sondern kleidet sich schweigend aus. Petronella will den Tag noch einer Generalmusterung unterziehen, aber Espérance sagt schwer und langsam: „Petro, wir haben heute so viel gesprochen und gehört — ich kann nicht mehr.“ Das Vollgefühl eines neuen Zustandes lastet auf ihrem Bewußtsein — sie schläft ein, wie ein schlaftrunkenes Kind.

Gaetano schreitet rüstig und rasch durch die Nacht, deren Schönheit für ihn nicht verloren ist. Im Gegentheil, er hat den Mondschein seit langer Zeit nicht so bewundert. Ihm ist feltam elastisch zu Muth, als könnt' auch er noch zu glänzenden Höhen emporsteigen. Er raucht nicht — er braucht es nicht. „Es ist gut, wenn man bisweilen mit neuen Menschen in Berührung geräth,“ denkt er; „man kommt sich selbst interessanter vor, wenn man sieht, daß man Andere noch interessiren kann.“ In dieser für ihn fast vergessenen Stimmung öffnet er leise den Salon, um Valesca im Zimmer nebenan nicht zu wecken. Seine Vorsicht erweist sich als überflüssig: seine Frau sitzt aufrecht und gemessen am Tisch und liest in The Widow Barnaby.

Erschrocken kommt er zu ihr und sagt liebreich vorwurfsvoll: „Warum greiffst Du Dich nur mit Aufstößen an, Valesca! Ich hat Dich doch, nicht auf mich zu warten.“

„Das hab' ich auch nicht gethan, lieber Gaetan,“ antwortet Valesca, und bei dem Gisklang ihrer Stimme verspürt Gaetano augenblicklich die heftigste Sehnsucht nach einer Cigarette. „Das Buch interessirt mich nur so sehr, daß ich nicht aufhören konnte.“

„Wirft Du jetzt wenigstens schlafen gehen?“ fragt der ernüchterte Mann. Sie zeigt sich gnädig bereit, legt ein Zeichen in „Die Wittve Barnaby“ und geht ihrem Manne voraus in das Schlafzimmer.

Eine Viertelstunde verfließt; die Baronin ist mit dem Flechten ihres langen blonden Haars für die Nacht fertig. Da sagt sie endlich nachlässig: „Und Dein Tiroler — wie hast Du ihn gefunden?“

„Er ist ein netter Mann,“ antwortet Gaetan, der sich schon im Bett eingerichtet hat. „Auch seine Frau und seine Nichte werden Dir gefallen — einfache, natürliche Wesen. Sie kommen morgen, um sich Dir vorzustellen. Und mit der Baronesse von Wengersky —“ Gaetan holt zu einer jener „kolossalen“ Dummheiten aus, wie Männer sie sagen, wenn sie ehrlich gegen ihre Frauen sein wollen — „mit der Baronesse von Wengersky hat Kaver ausnahmsweise Recht gehabt. Das ist eine von den Erscheinungen, welchen man immer danken möchte, daß sie da sind und sich ansehen lassen.“

Er spricht's und entschlüft zum Schlummer des Gerechten. Valesca liegt mehrere Nachtstunden auf ihrem rechten Arm gestützt und betrachtet den Schlafenden. Am nächsten Morgen hat sie tiefe, blaue Höhlen unter den Augen.

Sechstes Kapitel.

Valesca ist austere.

Sie warten im Salon, Doctor Gasser und seine drei Reisegefährtinnen, auf die Baronin von Planta. Die Baronin hat ihren Besuch angenommen, ist aber noch nicht erschienen. Sie warten und finden die Zeit lang. Es ist sechs Uhr; der Salon ist, der Landessitte nach, den ganzen Tag über luftdicht verschlossen gewesen. Auch das Licht des Tages hat er nicht gesehen: die Stores sind noch jetzt ängstlich herabgelassen. Diese Vorsichtsmaßregeln haben ihm die Kühle der Frühe bewahrt, aber es ist keine frische, wohlthuende Kühle, sondern eine dumpfe, beklemmende. Ein Geist aus dem Märchen, welcher in eine Flasche gesperrt und so auf den Grund des Meeres herabgelassen worden wäre, dürfte in seinem Gefängniß ungefähr so geathmet haben, wie man in dem Salon Valesca's athmet.

Doctor Gasser fängt an zu „puffen“, die Damen fangen an zu flüstern. „Wo bleibt sie denn? — Ob sie die Karten nicht richtig bekommen hat? — Sie muß es doch heute schon vom Baron gehört haben, daß wir kommen?“

„Ich habe sämmtliche vier Karten dem Cameriere übergeben,“ jagt der arme Doctor, dem einzelne Schweißtropfen auf die Stirn treten.

„Ich finde es unartig, daß sie uns so antichambriren läßt,“ jagt Espérance mit bedrohlichem Dunkel in ihren Augen. „Das blaue Blut wallt auf,“ spöttelt Petronella. „Die Baronesse von Wengersky ist des Antichambrirens nicht gewöhnt.“

„Das ist sie auch nicht,“ entgegnet Espérance. „Und Du wirft, fürcht' ich sehr, blaues Blut, wie es sein kann, jetzt

zum ersten Male wirklich kenten lernen.“ Espérance ist seit gestern Abend wieder recht Fräulein Baronesse von der hohen Burg, wie sie noch Edelsteine suchte.

„Gebt Frieden“ ermahnt lächelnd die Doctorin. „Wir antwambren nicht, wir warten im Salon.“

„Da ist sie,“ murmelt der Doctor. Die Thür des Schlafzimmers geht auf, und die Baronin schreitet herein.

Man kann nicht sagen: sie tritt herein, auch nicht: sie kommt herein, noch weniger: sie schwebt oder gleitet herein. Wie Balesca schreitet nur das Schicksal oder eine Wache, etwas Uebernatürliches oder etwas Mechanisches. Geschnürt wie ein Packer von den Stiefeln bis zur Frisur, eingewickelt vom Scheitel bis zu den Fehenspitzen wie eine Mumie, starr wie ein Automat, so stellt die Baronin von Planta sich den harrenden Tirolern dar. Ein schleisches junges Mädchen würde dem andern zuraunen: „Du, die siehst recht ahlsanzig aus.“ Das würde bedeuten: feif, abgesehen, albern eingebildet. Es versteht sich, daß Balesca in ihrem Bewußtsein durchaus nicht „ahlsanzig“ aussieht, sondern nur austere, imponierend.

Trohdem hat sie ein nationales Recht auf „ahlsanzig“. Sie ist Schlesienerin wie Espérance, nur daß sie aus Oberschlesien stammt, nicht aus österreichisch Schlesien. Weiter ist sie auch Deutsche, wie Espérance es ist, nämlich aus einer germanisirten Familie mit einem Namen, der in ty endigt. Die wirkliche, wie die angenommene Nationalität also verleiht diesen beiden weiblichen Wesen, die sich zum ersten Male gegenüberstehen, eine Art Gemeinamkeit, aber sonst — welcher Unterschied, Pol und Aequator, Mittwinter und Mittsommer! Das blaue Blut gleich echt in Beiden, aber in der einen saphirnes Meerfeuer, in der Andern Eisbläue. Ein Dichter würde mit Balesca vom Wetter gesprochen haben — Espérance hätte er sein neuestes, folglich sein schönstes Lied vorgelesen. Ein Maler in seiner Werkstatt würde Balesca zu seiner Gliederpuppe und Espérance zu seinem Modell nehmen. Nicht daß Balesca, obwohl dreizehn Jahre älter als Espérance, dieser im Aeußern eigentlich nachgestanden hätte.

Sie war nicht weniger groß und schlank, als das junge Mädchen, ihr Gesicht war regelmäfiger, ihr Haar länger und voller, seine Farbe seltener. Viele, von den Frauen die meisten, von den Männern alle, welche den Geschmack des Salons haben, würden ihr den Vorzug gegeben haben. Aber freilich, wer Schmelz im Haar und an den Zähnen, Blüthe auf Wangen und Mund, Glanz in Haut und Auge der eintönigen fahlen Blässe, farblosen, kalten Augen, mattweißen Zähnen und glanzlosem Blond vorzog, der hätte die Baronesse von Wengersky der Baronin von Planta vorgezogen.

Darum handelt es sich indessen im gegenwärtigen Augenblicke nicht. Die Frage ist lediglich: was wird die Baronin mit ihren Besuchern und was werden diese mit der Baronin anfangen? Ob sie gegrüßt hat, wird ewig ein ungelöstes Räthsel bleiben. Nur so viel ist gewiß, daß sie sitzt und daß sie sitzen, sie nebst der Doctorin auf dem Sopha, der Doctor und die beiden Mädchen in einem Halbkreise davor. Der Doctor hat etwas gestottert, Balesca hat etwas gemurmelt. Jetzt schließt sie die Augen, die sie ohnedies nur halb offen hatte, so gut wie ganz, wahrscheinlich, um so wenig wie möglich von „den Leuten“ zu sehen, und dann wird zwischen ihren schmalen Lippen ein ganz dünner Stimmfaden in den Worten nicht laut, aber doch hörbar: „Ich — bin so leidend.“

„Oh?“ äußert der Doctor beifällig. Da ist der Gesprächsstoff ja gefunden! Die kostbare Gesundheit der interessanten Leidenden. Was mangelt der Gesundheit? Was fehlt der Leidenden? Der Doctor fragt nach Symptomen. Die kann die Frau Baronin nicht so recht angeben. Sie fürchtet nur — es ist ihr so eigen — sie hat es öfter gesagt: „Wenn ich fort bin, da wird man erst erkennen, wie ich im Stillen gelitten habe.“ Der Doctor widerpricht, wehrt ab, hofft doch nicht — sie lächelt schwach, sehr schwach, verstummt auf eine Minute völlig und sagt dann, als ob es absolut nichts Anderes gäbe, was eine Mittheilung verdiente: „Ja, ich — ich bin wirklich sehr leidend.“

Espérance blickte die Doctorin ausdrucksvoll an. Wenn je Augen gesprochen haben, so fragen jetzt die ihrigen: „Sollen wir hier sitzen und uns das gefallen lassen?“ Die Doctorin sieht's auch nicht ein, warum sie es thun sollen. Am Ende — was macht sie sich aus der Baronin von Planta?

So erhebt sie sich denn mit der ihr eigenen Raschheit und sagt mit heller Stimme, welche in der fähdumpfen Atmosphäre des Salons wunderbar wie eine Alpenglocke klingt: „Anderl, da die Frau Baronin so sehr leidend ist, thäten wir wohl besser, uns zu empfehlen.“

„Anderl!“ steht eifertig auf, die Mädchen haben schon ihre Stühle verlassen. Balesca kann nicht allein sitzen bleiben; sie steht betreten inmitten der Gruppe ihrer Besucher, deren plötzlicher Aufbruch ihr ganz überraschend kommt und sie einigermassen ängstlich macht. Was wird Gaetano sagen, den sie unter einem nichtigen Vorwand für eine Viertelstunde fortgeschickt hat, damit sie die Tiroler nach Belieben empfangen könne? Sie macht einen unsichern Versuch, im Handumdrehen angenehm zu werden. „Bitte, wollen Sie nicht noch verweilen? Mein Mann kommt gleich — er hat nur eine kleine Commission für mich. Es würde ihm leid thun — gewiß — ich bitte —“

„Sie sind äußerst gültig, Frau Baronin,“ entgegnet die Doctorin, „aber es wäre unverantwortlich, Sie noch länger zu stören — Sie sind gar zu leidend.“

Einer allgemeinen Bewegung der Thür zu kommt Baron von Planta entgegen, der sich mit seiner „kleinen Commission“ beeilt hat und etwas eilfertig eintritt. Die Erwartung, Espérance bei seiner Frau zu finden, belebt ihn; sein Gesicht spiegelt seine freudige Stimmung ab. Aber was er sieht, macht ihn stutzen; seine Miene verfinstert sich. „Schon wieder im Begriff zu gehen?“ fragt er. „Sie können eben erst gekommen sein.“

„Das nicht — wir haben uns lange hier ausgerührt,“ antwortet die Doctorin doppeltinnig, „und wir hätten gar nicht kommen sollen. Sie haben uns nicht im Mindesten darauf vorbereitet, Ihre Frau Gemahlin so leidend zu treffen, nun müssen Sie bei ihr entschuldigen, daß wir sie überhaupt gestört haben.“

Sie verneigt sich tief vor Balesca, grüßt den Baron mit dem freundlichsten Lächeln und rauscht hinaus, wie eine hübsche junge Frau davonrauscht, wenn ihr zu viel oder, wie hier, zu wenig gethan worden ist. Petronella folgt ihrer Tante, indem sie sich bemüht, ihr auf das Beste nachzuahmen.

Espérance geht ruhig, ohne irgend welche Demonstration. Ein leichtes Neigen des Kopfes gegen die Baronin, ein gleicher Gruß beim geräuschlosen Vorübergleiten an Gaetano, und Espérance hat den vorrentinischen Salon der Plantas verlassen, um ihn nie wieder zu betreten. Halb erschrocken, halb beunruhigt über seine resolute Frau bildet der Doctor die Nachhut. Ihn begleitet Gaetano mit Händedrücken bis vor die Thür. Entschuldigungen kann er nicht hinzufügen, denn er weiß ja noch nicht, was vorgefallen ist.

Entschlossen, es von Balesca heranzubekommen, kehrt er in den Salon zurück. Balesca sitzt aufrecht wie ein Lineal am Tische und liest mit feierlicher Emsigkeit „Die Wittve Barnaby“.

Sie rührt sich nicht, als sie Gaetano wieder eintreten hört. Er bleibt einige Augenblicke stehen und blickt sie an. Sie bemerkt ihn nicht — sie liest. Er geht rascher und hörbarer, als gewöhnlich, nach den Fenstern und zieht die Stores auf. Jetzt sagt Balesca, doch ohne aufzublicken: „Ich danke Dir, lieber Gaetan; ich kann ganz gut sehen.“ „Aber ich kann nicht atmen,“ antwortet er und läßt zum Licht auch die Luft herein, indem er den Salon nach der Terrasse zu weit öffnet. „Warum sperrst Du nur immer bis in den Abend hinein so zu?“ fragt er dabei.

„Entschuldige, lieber Gaetan, ich wünschte, zu lesen. Das Buch interessirt mich noch immer ganz ungemein.“

„Entschuldige Du, liebe Balesca; ich wünsche mit Dir zu sprechen — das Buch kann warten. Willst Du mir sagen, was das heißen soll?“

Balesca erhebt den Kopf, läßt mit dem Ausdruck ehelicher Unterwürfigkeit die Hände zu beiden Seiten der fessellenden Wittve auf den Tisch sinken und antwortet: „Deine selige Mutter hat es so gewünscht.“

„Wovon sprichst Du denn?“

„Vom Zuzumachen des Salons. War's nicht das, wovon Du sprichst?“

„Du weißt recht gut, wovon ich spreche. Was hat es zwischen den Gasser's und Dir gegeben?“

„Ach, von den Leuten sprichst Du! Was soll es denn gegeben haben?“

„Das frag' ich Dich. Gestern Abend theile ich Dir mit, daß sie Dich heute besuchen wollen — Du äußerst Nichts, ich denke, Du hast Dich auf vernünftige Weise in diese kleine Corvée geschickt, und heute finde ich die Damen alle empfindlich aufgeregt, den harmlosen Doctor ganz verstimmt und Dich — sehr unsicher in Deiner Haltung, gerade als hättest Du ein schlechtes Gewissen. Da ist es wohl natürlich, daß ich Dich frage: was hast Du ihnen gesagt?“

„Nichts, lieber Gaetan,“ entgegnet Balesca, der Wahrheit gemäß.

„Nichts? Das ist doch nicht möglich, liebe Balesca.“

„Warum nicht, lieber Gaetan?“

„Weil es nicht möglich ist. Selbst Du kannst doch nicht Leute empfangen und ihnen kein Wort sagen? Du mußt doch etwas mit ihnen gesprochen haben.“

„Wirklich nicht, lieber Gaetan.“ Balesca wird immer unschuldiger.

„Liebe, gute Balesca,“ bittet Gaetano, „mach' mich nicht böse! Du weißt, ich werd' es so ungen, aber wenn Du es so anfängst — ich bin doch auch nur ein Mensch —“

Balesca nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich habe auch Nerven — ich stehe nicht für mich. Sei gut, antworte mir vernünftig: Du kannst doch die ganze Zeit über den Leuten nicht mit fest zugekniffenem Munde gegenüber gelesen haben?“

„Mit fest zugekniffenem Munde?“ wiederholt Balesca, ernsthaft erwägend, als ob es ausschließlich darauf ankäme, in welcher Form sie den Mund geschlossen gehalten habe.

Ein neapolitanischer Kernfluch, und Gaetano ist auf der Terrasse. Gaetano ist ein Mensch, der zornig werden darf — es steht ihm gut; er sieht nicht gleich wie ein wildes Thier aus. Aber es macht ihn krank. Er wird seines Zornes Herr, aber dieses Herrwerden erfordert Kraft, und die hat Gaetano nicht mehr überflüssig. Er schöpft lehnt er nach einigen Minuten Zweikampfs mit dem innern Feinde gegen die Terrassenmauer. Eine unsägliche Traurigkeit kommt über ihn. Jahr für Jahr, Tag für Tag ist Balesca dieselbe. Immer versteht sie nicht, was er fragt oder will, immer weicht sie der geraden, ehrlichen Antwort aus, immer liest sie mit einer in Holz nachgeschliffenen Aufmerksamkeit ungemein interessante Bücher. Gaetano ist bereits so weit, daß er vor jeder lesenden Frau einen Gräuel hat. So unerträglich indessen, wie heute, ist Balesca ihm noch nie vorgekommen. War es nicht erst gestern, daß er sie das letzte Mal bei der Wittve Barnaby sitzen sah? Ganz richtig — erst gestern. Ein Tag — ein Jahrhundert — es ist Alles eins. Seine Empfindung von seiner Frau, das ist es, was sich binnen dieser vierundzwanzig Stunden so erschreckend verändert hat. Gestern noch machte Balesca's Gehaben ihn bloß lachend ungeduldig; heute dünkt es ihn, als könnte und könnte er das Zusammenleben mit ihr nicht länger aushalten. Es sind lauter kleine Dinge gewesen, womit sie ihn gequält hat, aber sie haben sich über Nacht plötzlich zu einer Riesenschlast zusammengeballt, unter welcher der gefasste, ruhige Mann auf einmal zu erliegen meint. Von sich schlenndern möcht' er sie um jeden Preis, und müßt' er das Leben zugleich mit fortwerfen. Mit Anstrengung behält er die Arme über der Brust verschränkt; wie ein Jüngling möcht' er sich in Geberden austoben. Der Sturm, welcher hier in Sorrento durch sein Dasein gehen soll, braust stark heran auf Gaetano.

Während er, noch unbewußt dessen, was ihm bevorsteht, sich instinctiv gegen den ersten Anprall stemmt, sprechen die Gasser's über ihn nicht eben schlecht, aber doch nicht so enthusiastisch, wie am vergangenen Abend. Sie sind in der Tassofraße auf Madame Martin gestoßen, welche in einem Rollstuhl hinter dem Esel herfährt, der Polly und Fred trägt. Die beiden Familiengruppen halten an und vermischen sich; Espérance und die Doctorin müssen an den Stuhl treten, der Doctor und Petronella beschäftigen sich mit der Fracht des Esels. Madame Martin ist in Rispoli gewesen, zuerst in der Gran Bretagna, wo sie die Kinder abgeholt hat, und dann mit ihnen in Rispoli, um ihre Reisebekannten zu besuchen. Wäre Monsieur Martin nicht gerade in Neapel, wär' er auch mitgekommen. Madame Martin hat es unendlich bedauert, die Damen nicht getroffen zu haben. Sie kommen aus dem Tassohause, Madame Martin weiß es; eine große,

blonde Person in einer weißen Bluse und einem blauen Rock hat es ihr gesagt.

Die Doctorin und Espérance sehen einander lächelnd an. Dann sagt Espérance: „Wir haben auch mit einer großen blonden Person in einer weißen Bluse und einem Rocke zu thun gehabt, nur daß der Rock nicht blau, sondern mattgrün war, mit der Baronin von Planta. Der Herr Doctor hatte einen Brief an ihren Mann, der uns gestern besuchte und uns bat, heute zu seiner Frau zu kommen.“

„Und Sie haben es gethan?“ ruft die Engländerin, begierig auf die Fortsetzung.

„Wir haben es gethan, und wir thun es nicht wieder,“ antwortet Espérance. „Trösten Sie sich, Madame; Sie sind's nicht allein, gegen die Frau Planta unhöflich ist.“

„Sie ist selbst gegen Sie unhöflich gewesen, meine liebe Baronin?“ fragt Madame Martin mit einem frommen Entsetzen.

„Sie hat mich gar nicht einmal gesehen,“ versichert Espérance.

Madame Martin strahlt. Espérance hätte ihr nichts Angenehmeres erzählen können. Sie nimmt den zärtlichsten Abschied nicht nur von ihrer lieben Baronin, auch von der Doctorin. Auch die muß ihr versprechen, sie zu besuchen, und zwar bald. „Ja,“ sagt lachend die Doctorin, „was wir hier thun wollen, das müssen wir bald thun — wir haben nur noch acht Tage.“

Madame Martin erschrickt. So schnell soll sie diese angenehme Bekanntschaft wieder verlieren? Warum so wenig Zeit gerade auf Sorrento wenden? Die Doctorin erklärt es der betrübten Engländerin. „Wir haben uns zu lange in Neapel aufgehalten, und länger als bis zum dreizehnten können wir nicht hier bleiben, wenn wir am fünfzehnten in Rom sein wollen,“ sagt sie.

„Warum wollen Sie gerade am fünfzehnten in Rom sein?“ fragt Madame Martin trübseelig.

„Um wenigstens einer großen Function beizuwohnen und in Maria Maggiore den Segen des heiligen Vaters zu empfangen,“ erwidert die Doctorin.

„Ach, Sie sind eine Katholikin!“ sagt Madame Martin.

„Die Baronin auch?“ Espérance neigt bejahend das Haupt. „O, wie reizend das ist!“ fährt die Engländerin schwärmerisch fort. „Ich habe mir immer gewünscht, eine Katholikin zu sein. Es ist solch ein hübsches Fest, die Himmelfahrt der Jungfrau — und der allerliebste alte Papst — er hat so kleine weiße Hände — es muß ein Vergnügen sein, von ihm gesegnet zu werden! Nun, kommen Sie nur recht bald mich besuchen — ich sehe, daß der Esel störrisch wird.“

Der Esel wird in der That unruhig, vermuthlich nicht ganz ohne Nachhilfe von Polly's Hacken. Der Gebieterin Fred's scheint es langweilig, in der Tassofraße mit dem „alten Doctor“ Höflichkeiten austauschen zu sollen, von denen sie gegenwärtig nicht die Hälfte versteht. Auch der Doctor ist zufrieden, loszukommen, und beeilt sich, seinen Platz an der Seite seiner Frau wieder einzunehmen.

„Weißt, Anderl,“ sagt sie lachend, „warum die drollige Engländerin gern vom heiligen Vater gesegnet werden möchte? Weil er kleine weiße Hände hat.“

„Es ist ein Grund wie ein anderer, wenn auch etwas profan,“ sagt Anderl gleichmüthig.

„Sie ist und bleibt eine Närrin,“ fällt Petronella ein.

„Aber sie ist höflich und zwar nicht bloß mit dem Munde, sondern auch mit dem Herzen,“ sagt Espérance, „was —“

„Sich von der Baronin von Planta nicht sagen läßt,“ ergänzt die Doctorin. „Das ist auch wahr. Anderl, ist die Frau grob!“

„Du hast's ihr wiedergegeben,“ antwortet beschwichtigend der Doctor, welcher nicht gern auf Frauen reden hört, weil er ihnen die Nachsicht des Mediciners angeeignet läßt.

„Wiedergegeben?“ schnappt Petronella dem Dunkel das Wort vom Munde. „Die Tante hat ja nichts gethan, als um Verzeihung gebeten und sich verneigt —“

„Weißt Du denn noch nicht, daß übergroße Höflichkeit die beste Strafe für unhöfliche Personen ist?“ unterbricht der Doctor die erbitterte kleine Nichte. „Eine junge Französin aus unserem Stände sagte einmal von einem schwedischen Grafen: er war so höflich, daß es beleidigend wurde. Auf die Weise hat die Tante heute der Baronin eine Lection in der Lebensart gegeben.“

„Ich begreife nur den Baron nicht,“ beginnt nun Espérance, die so tief verlezt ist, daß sie das Bedürfnis fühlt, Unfreundliches über Gaetano zu sagen.

„Jetzt kommt der arme Baron daran!“ bemerkt, die Augen gen Himmel aufschlagend, der Doctor, welcher sich eben in einer Allerweltsanwaltslaune befindet. „Was kann denn der Baron für seine Frau? Angenehm war's ihm nicht, das konnte man ihm ansehen, aber was soll' er thun?“

„Die Frau ist, wozu der Mann sie macht.“

„Das ist auch eine von den Bücherredensarten. Die Frau bleibt im besten Falle, was sie ist, wenn der Mann sie nimmt. Schlechter machen kann er sie, besser nicht. Daß der Baron, der selber so höflich ist, seine Frau nicht um ihre Höflichkeit gebracht hat, liegt doch wohl klar am Tage. Sie hat keine gehabt und hat keine bekommen. Für den Mann ist das am schlimmsten.“

„Gegen ihn wird sie wohl höflicher sein.“

„Glauben Sie nicht, daß er sie lieber gegen sich unhöflich sähe, als gegen Fremde? Ich für mein Theil wüßte, was ich vorzöge.“

„Warum seht er da Fremde solcher Infolenz aus? Warum lud er uns ein zu ihr?“ Espérance meint hier die Baronin, nicht die Infolenz.

„Was würden wir gesagt haben, wenn er uns nicht aufgefodert hätte, sie zu besuchen?“ erwidert der Doctor. „Hätten wir nicht gedacht, wir wären ihm nicht gut genug für seine Frau? Ich habe Männer gekannt, die mit ihren Frauen auf diese Manier kostbar thaten, und kostbare Narren waren sie selber, Narren, wie der Baron keiner ist.“

„Da häßt' er uns vorbereiten sollen.“

„Uns sagen: Hören's, es wird mich außerordentlich freuen, Sie bei mir zu sehen, aber das sag' ich Ihnen im Voraus, meine Frau wird unartig gegen Sie sein? Erstens — welcher Mann sagt dergleichen von seiner Frau? Zweitens — wären wir hingegangen, wenn er's uns gesagt hätte? Wie leicht man es übrigens bei den Damen verschütten kann!“ fährt der Doctor im Tone philosophischer Betrachtung fort.



Katharina von Arragonien.

Elisabeth von York.

Anna Boleyn.

Jane Seymour.

Katharina Howard.

Elisabeth.

Katharina Parr.

Anna von Cleve.

Jane Gray.

Maria Stuart.

Anna von Dänemark.



„Gestern war der Baron der charmanteste Mann von der Welt, und heute haben Sie einen Zorn auf ihn, daß Sie darüber die ganze schöne Logit vergessen, die man sonst immer an Ihnen bewundert.“

„Gestern kamt' ich seine Frau noch nicht,“ verteidigt, halb im Scherz, halb ernstlich genug, Espérance sich. „Sie wissen: Mann und Weib ist Eins. Und leicht verschütten — was diesen Abend über uns gekommen ist, das war keine leichte Verschüttung — das war eine ganze Mur.“

„Spazieren Sie mit einer ganzen Mur auf dem Rücken so vergnüglich nach Hause wie jetzt — ich will's Ihnen wünschen,“ entgegnet der Doctor trocken. Ohne Zweifel dürfte eine Verschüttung durch eine wirkliche Erblawine dem Nachhause-spazieren wirksam Einhalt gethan haben.

„Anderl hat Recht,“ nimmt die Doctorin wieder das Wort. „Der Mann kann so wenig was für seine Frau, wie die Frau dafür kann, wenn der Mann sich getragener will. Vielleicht ist auch die Baronin nicht immer so wie heute. Wer weiß, ihr war vielleicht wirklich schlecht zu Muth, oder sie hatte gerade einen übeln Humor. Haben Sie nie einen gehabt, Fräulein Espe?“

„Ja,“ murrt Espérance, „aber deswegen war ich doch nicht grob gegen die Menschen.“ Das Gewissen zupft sie am Ohrfläppchen und sie verbessert sich geschwind: „wenigstens nur früher.“

„Oh, ich bin auch jetzt noch unleidlich, wenn ich schlechter Laune bin,“ sagt die Doctorin offenerherzig. „Anderl, Du wirst's schon erfahren. Was mir aber Spaß gemacht hat und Fräulein Espe auch, daß die Baronin sich genau so trägt, wie die Frau Claudius.“

„Was ist daran so Absonderliches?“ fragt unschuldig der Doctor, welchem die Symbolik der Frauencorlette so unverständlich ist, wie den meisten Männern. „Was die Frau Claudius trägt, warum soll das die Baronin nicht auch tragen können?“

„Weil es sich nicht für sie schickt.“

„Wenn es sich für die Frau Claudius schickt?“

„Es schickt sich für die Claudius auch nicht so recht, weil sie doch kein ganz jung Weibchen mehr ist — ich meine den Rock und die weiße Bluse — aber es schickt sich allenfalls noch für sie, weil sie eine lustige Person ist, die immer lacht. Für die Baronin aber schickt die Tracht sich ganz und gar nicht, für's Erste, weil sie doch schon den Vierzigsten näher ist, als den Dreißigen, und für's Zweite, weil sie so schrecklich vornehm thun will. Will man das, so muß man sich doch zum mindesten in schwarzen Sammet kleiden.“

„Was Ihr Weibchen nicht Alles wißt!“ meint kopfschüttelnd der Doctor, aber die Doctorin hat nicht Unrecht: Balesca hat das Costüm ihrer Rolle nicht zu wählen verstanden; um austere zu sein, muß man schon durch Wucht und Strenge der Kleidung imponiren, und ein Rock mit weißer Bluse kann todt, herausfordernd, beziehungsweise sogar elegant, niemals jedoch imponirend ausseh'n.

Petronella hat noch etwas Anderes vorzubringen, bevor sie Nispoli erreichen. Die Claudius wird sicherlich neugierig sein, wie der Besuch abgelaufen ist; „aber sie darf es nicht erfahren, daß wir so abgeblüht sind,“ eifert Petronella. „Sie würde uns auslachen. Wenn sie ankommt, überlaßt es mir, sie abzuspähen. Espe, wie sagte die kleine Kapitänsfrau immer von ihrer Schwägerin?“

„Donna colta, donna di spirito.“

„Schöne kultivierte Donna, schöne Donna voll Spiritus! Aber für die Claudius ist das gerade recht — die soll's hören.“

Die Claudius hört es, als sie nach dem Abendessen wirklich mit ihrer Neugier herangeschlichen kommt, und die Claudius weiß so gut, als hätte sie es mit angesehen, daß die Gaffer's von der Baronin nicht nach Wunsch empfangen worden sind. Die Gaffer's wiederum fühlen sich von der geschiedten Hamburgerin durchschaut und innerlich verspottet. Da sie noch überdies forcht, ob der interessante Baron diesen Abend nicht wiederkommt, wird es ihnen unheimlich in der Gesellschaft des blonden Ehepaars, sie lassen es mit den stummen Griechen an der leeren Tafel und ziehen sich in ihr kleines Haus zurück. Ein leichter Regen, der während der Essensstunde gefallen ist, dient als Vorwand, um heute nicht noch auf der Terrasse zu verweilen.

Da sitzen sie nun im Salon des ersten Stockes, Doctor, Doctorin und ihre Nichte. Espérance ist „für einige Minuten“ hinaufgegangen — wie Petronella meint: „Hundemord! hat sich verzogen — das blaue Blut ist noch nicht wieder auf den normalen Grad herabgesunken.“ Der Abend läßt sich auf den gestrigen flau an, und doch ist es noch zu früh zum Niederlegen, wer soll denn um Neun schon schlafen? Petronella fühlt, wie alle Stacheln ihres Wesens sich einer nach dem andern in die Höhe richten. Dem Doctor will es Angeichts des Golfes zu Muth werden, als sei er Alles, nur kein Dichter zwischen Heine und Lenau. Die Doctorin allein ist gemüthlich gestimmt und ruht sich behaglich aus.

Oben brüht Espérance, zusammengekauert im Lehnstuhl, wie eine Sybille über einem düstern Schicksal. „Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß wir den interessanten Baron nicht wiedersehen,“ hat die Doctorin beim Herüberkommen aus dem großen Hause geäußert. Diese Worte sind Espérance schwer auf das Herz gefallen, um so schwerer, da ihr während der Abendtafel, wo es heute noch weniger zu essen und noch mehr zu schweigen gab, als gewöhnlich, diese Möglichkeit schon durch den Kopf geschossen ist. Sie denkt noch nicht daran, sich zu wundern, daß die Bestätigung ihres Einfalls sie so getroffen hat; sie fragt sich noch nicht, warum Sorrent ihr auf einmal so leer, die Woche, die sie hier noch zu erleben hat, auf einmal so lang und Alles so schal erscheint, sie kauert nur stumm im Lehnstuhl und blickt so dumpf und so trübe hinaus, als hätte sich zwischen das blaue Nachtbild und ihre blauen Augen ein Trauerflor gespannt.

Da klingt vom Balkon unten Petronella's schriller Ruf: „Espe! Espe!“ in die Höhe. Widerwillig, schwerfällig schleppt Espe sich vom Lehnstuhl an das Fenster und fragt: „Was ist's?“ — „Espe, der Herr Baron ist hier — willst Du nicht herunterkommen?“

Wo ist die hingefunkene Gestalt vom Augenblick vorher? Emporgeschwollen in der Elasticität der Jugend, überfluthet von einem Purpurstrom des Entzückens. Auch draußen ist der schwarze Flor wie zerstoßen vor einem Wehen himmlischer Luft. Sorrento ist wieder Sorrento, der Golf lächelt wieder

in seinem Halbschlaf. Espérance wirft einen Liebesblick auf ihn hinab, dann geht sie durch die offenen Thüren und steigt im Lichte des Mondes, der wie eine blendende Ampel am Himmelssdome hängt, die Stufenflucht zum ersten Stock des kleinen Hauses nieder. Sie hat nicht geantwortet, sie hat vergessen, sich das Haar glatt zu streichen, sie geht in der Bekämpfung des von oben gefallenen Glückes dahin, wo der Baron von Planta ist.

Auch unten ist Gaetano hochwillkommen gewesen, ein Erlöser vom Bann der langen Weile. Als der Cameriere pochte und ihn meldete, fing der Doctor eben an, gähnend den Mund zu öffnen, und Petronella war eben auf dem Punkte, unangenehm zu werden. Ohne ihn hätte der Familienabend sehr kläglich geendet, und doch kam er in gedrückter Stimmung. Es lag ihm einmal mehr ob, Balesca's Wesen zu erklären, ohne ihr durch Entschuldigungen etwas zu vergeben. Er wandte sich damit an die Doctorin.

„Da Sie mir heute so dankbar sind, komm' ich Ihnen nach,“ sprach er. „So geschwind wird man mich nicht wieder los, wenn man mich einmal hereingelassen hat; die unangenehmen Bekanntschaften kommen zu selten, als daß man sich so ohne Weiteres wieder abschütteln ließe.“

„Aber, Herr Baron, wir haben Sie nicht loswerden oder abschütteln wollen!“ beharrte die Doctorin und bot ihm neben sich auf dem Sopha einen Platz an, den er einnahm, sobald er den Doctor und Petronella begrüßt hatte.

„Was haben Sie da gewollt?“ fragt er.

„Was ich gewollt habe?“

„Ja, als Sie sich heute — wie soll ich dem sagen — empfohlen?“

„Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann: „Nun, mich empfehlen.““

„Ein- für allemal?“

„Ja!“

„Sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte?“ sprach Gaetano.

„Still!“ unterbrach er sie, als sie antworten wollte, „ich sage nicht, daß Sie nicht auch Recht hatten. Sie werden sich erkälten, verkehrt, zurückgestoßen, selbst beleidigt gefühlt haben, und ich wiederhole Ihnen, daß Sie Recht hatten. Aber was soll ich thun? Ich kann einem sonst vortheilhaften Charakter nicht die Sprödigkeit und Herbigkeit benehmen, die er fast immer gegen Fremde, und wie oft nicht gegen Freunde hervortreten läßt. Vorher Andeutungen machen — Sie begreifen — es wäre das ein eigen Ding, um so mehr, da man, ist die Stunde gut, sich auch mit der höchsten Lebenswürdigkeit empfangen sehen kann. Heute war nun gerade die Stunde nicht gut. Das thut mir leid, sehr leid, aber warum es mich entgelten lassen? Und Sie werden sehen, ich führe sie Ihnen noch in der besten Stimmung zu.“

Würde die Doctorin geantwortet haben, wie es ihr ums Herz war, so hätte sie gebeten, sie mit der Zuführung zu verschonen, indem es ja ganz gleich sei, ob sie die Baronin auch noch lebenswürdig kennen lerne. Einem Andern gegenüber hätte sie es auch wahrscheinlich gethan, aber Gaetano gegenüber konnte sie es nicht. Er blickte sie mit seinen freundlichen und etwas traurigen Augen so bittend an; er hatte — der Diplomat! — so ehrlich und so offen gesprochen! Das Boshafteste, was die Doctorin zu sagen sich erlaubte, war die Versicherung, sie würde sich sehr freuen, die Frau Baronin einmal weniger leidend zu sehen.

Gaetano brach stets von einem Gegenstande ab, ehe derselbe trocken gesprochen war; darin lag sein großes Geheimniß, nie zu langweilen. Aber heute findet er nicht gleich einen neuen. Die Unruhe eines Vermissens ist in seinem Blicke. Die hübsche Frau bemerkt und versteht es. „Wo bleibt denn die Baronesse?“ sagt sie zu Petronella. „Rufe sie doch.“

Das Gespräch kommt indessen doch nicht so in Gang, wie am vorigen Abend, selbst als Espérance eintritt. Sie kommt schön, selig, aber schlichtern und schen, wie sie gestern zu Anfang war immer gewesen ist. Der Baron ist da, das genügt ihr. Ihm genügt es nicht ganz, sie bloß zu sehen. Er möchte ihr einige Worte über das heute Geschehene sagen, nicht so vor Aller Ohren, allein mit ihr, in einem Tone, wie er nicht für Anderer Gehör taugt. Da er das nicht kann, erhebt er sich bald. „Auf Wiedersehen!“ sagt er zu Allen und reicht Allen nach der Reihe die Hand, um sie schließlich auch Espérance reichen zu können. Gaetano versteht aus dem Grunde die schwere und seine Kunst des Handgebens. Espérance fühlt bis ins Herz den leisen Druck seiner die ibrigen umschließenden Finger, fühlt ihn, wie sie noch nie die Berührung einer menschlichen Hand gefühlt.

Gaetano denkt, als er heute langsam nach Hause geht, durcheinander an sie und an seine Frau. Balesca mit der Wittve Barnaby sitzt dicht vor seinen Augen. „Ich bin überzeugt, daß man dergleichen von der Baronesse von Wengerkst nicht zu riskiren hätte,“ jagt er unwillkürlich halblaut vor sich hin.

In demselben Augenblicke, wo er sie zu Balesca's Nachtheil mit dieser vergleicht, weiß der Baron auch, was dieses junge Mädchen ihm bereits geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Elf Königinnen.

Historische Skizzen von George Hill.

Die Illustration, welche unseren Leserinnen vorliegt, gleicht in ihrer Anordnung fast einem Mosaikbilde. Stein ist neben Stein gefügt und jeder derselben trägt ein weibliches Bildniß. Aber wenn wir diese Bilder als Gedenksteine gelten lassen wollen, so werden wir bei ihrem Anschauen unwillkürlich an jene alten Sagen und Legenden erinnert, die da berichten von Steinen, welche Blut ausschwißen, deren Fugen sich mit Thränen füllten, die zu gewissen Zeiten aus den Augen der marmornen oder musivischen Porträts hernieder träufeln zur Erinnerung an die schaudervollen oder traurigen Begebenheiten, welche sich dereinst durch das Leben der Originale zogen.

Selbst das pomphafte, im Schmucke königlicher Pracht, im kalten Glanze königlichen Stolzes sich spreizende Mittelbild redet zu uns von vielen freudlosen Tagen, von der Leere eines Herzens inmitten der Fülle materieller Güter und rauschender Feste, von der glänzenden Begabung und dem Mißbrauche der Gewalt.

Die Meisten dieser Bilder zeigen uns Gesichtszüge von Frauen, welche alle einer und derselben Zeitperiode angehören, einer Epoche, die erfüllt war von Schrecken vor dem kraftvollen Ungeheuer, dessen Hand auf England lag und das auf den Stammtafeln des Hauses Tudor mit dem Namen Heinrich VIII. bezeichnet wird.

Das Bild der Mutter dieses schrecklichen Mannes nimmt die Mittelstelle in der obersten Reihe der Illustrationen ein. Die sanften Züge Elisabeth's von York, Gemahlin Heinrich's VII., sind ganz dem Charakter jener Fürstin entsprechend, welche von früher Jugend an bestimmt erschien, eine lange Reihe von Prüfungen zu bestehen. Als zartes Kind dem Dauphin von Frankreich, nachmals Karl VIII., verlobt, riß das Machtgebot eines Tyrannen, des ersten Ludwig, jenes Verlöbniß auseinander. Als die Prinzessin in das jungfräuliche Alter getreten war, streckte ein anderer Tyrann, der blut- und beutegierige Richard III., seine Hand nach ihrem Besitze aus.

Um sein Verlangen desto schneller befriedigen zu können, mußte seine Gattin durch Gift aus dem Wege geräumt werden. Der mörderische Freier erschien vor Elisabeth von York. Sie schauderte, als er ihr seine blutige Rechte entgegenstreckte — sie verwarf ihn. Aber den mächtigen Despoten verwerfen — hieß ihn beschimpfen, und er strafe seine Feindin mit langjähriger Haft in den düstern Mauern des Castells von Sherry-Hutton, aus welchem sie erst Heinrich Lancaster befreite, nachdem seinem Schwerte der schreckliche Richard auf der Ebene von Bosworth erlegen war.

Aus dem Ketter ward der liebende Gatte. Am 8. Januar 1486 vermählte sich Lancaster, nunmehr König Heinrich VII., mit Elisabeth von York und machte dadurch dem langen Kampfe zwischen der rothen und weißen Rose ein Ende. Am 28. Juni 1491 gebar Elisabeth ihrem Gemahle den Prinzen Heinrich, welcher — ein älterer Sohn, Arthur, war 1502 gestorben — später den englischen Thron als der Achte seines Namens bestieg.

Catharina von Arragonien war die erste der Frauen, welcher Heinrich seine Hand reichte. Es war ein seltsames Eheverlöbniß, das hier geschlossen ward. Der König heirathete die Wittve seines verstorbenen Bruders. Nur fünf Monate lang war sie die Gattin Arthur's gewesen — das reiche Erbe, die großen Besitzthümer der spanischen Prinzessin sollten dem Hause der Tudor's verbleiben, darum schloß ein Befehl Heinrich's VII. die Ehe zwischen Catharina und dem damals zwölf Jahre alten Prinzen, nachdem von Rom die Erlaubniß dazu eingeholt war.

Heinrich protestirte dagegen. Man achtete auf seine Einwendungen nicht. Die Prinzessin war sieben Jahre älter als der Bräutigam — der Knabe, dessen Unbändigkeit dem Vater gewaltig zu schaffen machte. Es war selbstverständlich geboten, die Heirath des jungen Prinzen erst später stattfinden zu lassen. Catharina ward ihm nur angetraut, um den glänzenden Besitz nicht in die Hände eines Andern gelangen zu lassen. Obwohl Heinrich sich gegen das Eheverlöbniß gestraubt hatte, ward es dennoch von ihm in der Folge gut geheßen. Ein Jahr nach seines Vaters Tode, führte er die ihm bereits angetraute Prinzessin als Königin in die Hallen von Westminster.

Wunderbarer Weise war die Ehe der an Alter und Charakter so ungleichen Gatten eine friedliche. Sie währte achtzehn Jahre in ungestörter Ruhe.

Zwei Dinge waren es aber, welche plötzlich das Wesen des Königs, sein Verhalten gegen Catharina änderten. Die Liebe und die Intrigue eines Geistlichen. Die Erstere flöhte ihm eine schöne Ehrendame seiner Gemahlin: Anna Boleyn ein — für die Zweite sorgte der türkische Cardinal Wolsey, der Gegner Catharina's, deren scharfe Kritik des Lebenswandels, dem der Cardinal huldigte, diesen zum Kampfe herausforderte. Der Cardinal begann dem Könige ins Ohr zu flüstern, er suchte das Gewissen des Monarchen rege zu machen, und da bereits die heftige Neigung für Anna den sinnlichen Heinrich ergriffen hatte, fand dieser bald genug, daß es eine Art von Verbrechen gewesen sei, die Wittve seines Bruders geehelicht zu haben. Er drang auf Ehescheidung. Die Königin erhob ihre Stimme dagegen. Sie war sich keiner Schuld bewußt, sie wollte die glänzende Stellung, welche zu behaupten ihr Recht war, nicht feige verlassen.

Ihr Verhalten während des Processes war ein edles, von aller Welt bewundertes, aber 1533 erfolgte der von servilen Richtern abgegebene Spruch, nach welchem Catharina von dem Könige getrennt und vom Hofe verbannt ward. Sie schied aus dem Palaste mit den Worten: „Wo ich auch weilen möge ich bin überall Königin von England.“ Zu Amsthill in der Grafschaft Bedford schlug sie ihren Wohnsitz auf — dahin drang zu ihr die Kunde von dem Emporstiegen jenes Edel-fräuleins. Kein Wort der Bewünschung oder des Verdammens kam über ihre bleichen Lippen, welche am 8. Januar 1536 der Tod auf immer schloß. In der Abtei zu Peterborough liegt sie begraben. Sie hatte dem Könige eine Tochter, Maria, geboren, welche dereinst den Thron Englands bestieg und als geistiges Erbtheil ihres Vaters dessen Verfolgungswuth, Starrsinn und Grausamkeit befaß — Eigenschaften, welche ihr den Namen der „blutigen Maria“ erworben haben.

Aber erst nach zweijährigem Harren — die Scheidung von Catharina hatte den König in widerwärtige Händel verstrickt — ward Anna Boleyn mit ungeheurem Pomp gekrönt, um vom Throne auf das Schaffot zu wandern. Sie war Königin von England — und seit langer Zeit hatte keine schönere Frau das Diadem der Tudor's getragen. Jung und lebenswürdig, mit Gaben des Geistes und Herzens reich ausgestattet, verdiente es Anna, daß man ihr in jeder Weise huldigte, aber zugleich mit dieser Verehrung, welche die schöne Königin genoss, war die Feindschaft gegen sie aus dem Boden des Hofes von England emporgeschossen und sie stand bereits in voller Blüthe, als der König noch der liebende, zärtliche Gemahl war.

Die römische Partei des Hofes haßte die neue Gebieterin, dem durch sie war der König dahin gebracht worden, die Reformation zu begünstigen. Die freie Sitte, welche Anna von dem glänzenden französischen Hofe mitgebracht, wo sie als Dame der Maria von England gefeiert worden war, behagte den finstern Gläubigen und ascetischen Priestern nicht. Man verzieh es ihr nicht, daß sie den Umgang mit Dichtern, wie Bryan Whatt und dem geistvollen Rocheford, dem mit den Auslegern der Heiligenlegenden vorzog. Dazu kam, daß Viele die geschiedene Königin bedauerten, daß Anna's heiteres ungewöhnliches Wesen gegen die Steifheit der Erbkette frevelte. Was half es der schönen Boleyn, daß sie den Armen des

Landes große Summen zuwendete, daß sie von bezaubernder Lieblichkeit gegen ihre Umgebung war?

Es waren gerade diese Eigenschaften, welche den Feinden willkommenen Vorwände boten, die Königin anzuklagen. Selbst die Geburt der Tochter Elisabeth ward von den geheimen Ministern, welche das Glück und das Leben der Königin untergruben, als ein Flecken auf dem Wappenschilde Heinrich's bezeichnet — die Tochter, flüsternde man, sei eine Frucht strafbarer Leidenschaft! Der König faßte Argwohn gegen die Treue der Gemahlin. In dieser Stimmung, welche die Verfolger Anna's zu nähren sich bemühten, sah er ein Fräulein der Königin. Johanna Seymour nahm seine rohen Bewerbungen entgegen. Oh, es war so leicht, eine Gattin Heinrich's zu stürzen, an ihre Stelle zu treten, wenn man Jugend, Schönheit und den Muth besaß, die Hand des Mannes zu ergreifen, welche die Todesurtheile für die Besten seines Volkes unterschrieb.

Von der Stunde an, in welcher Heinrich der schönen Seymour seine Liebe gestanden, dachte der Tyrann nur an die Entfernung der einst so glühend verehrten Anna. Aber die neue Trennung war nicht so leicht zu bewerkstelligen, weder Zwang noch politische Nothwendigkeit hatten Heinrich die Ehe mit der Voleyn schließen lassen. Was konnte ihn dazu berechtigen, dieses Weib plötzlich von sich zu stoßen? Es fanden sich feile Diener genug, welche den König auf die rechte Fährte lenkten. War Anna nicht leichtfertig in ihrem ganzen Wesen? Bekehrte sie nicht mit Personen, welche in dem Rufe kühner Galanterie standen? Es ist so leicht für den gewandten Räufschmied, einen Vorwand zu finden, wenn es gilt, das Leben eines Weibes zu bemakeln.

Die Jagd auf Beschuldigungsgründe ward mit Erfolg gekrönt. Was kümmerte es die Schergen, wenn die Beweismittel erbärmlicher Art waren? Sie verstanden es trefflich, dergleichen Dinge zu verwerthen. Aus dem Klatsch der Hofgesellschaften formten sie die Anklagen, und bald waren sie zu einem Koloss aufgethürmt, den die Widersprüche der unglücklichen Anna nicht zu zertrümmern vermochten.

Vor die Kammer der Pairs mit der Meineidigen, der Treulosen, welche dem Könige und Gemahl den Schwur brach, so lautete das Nachtgebot des achten Heinrich. Vor die Kammer der Pairs, in deren Hände der Tyrann das Geschick seines Weibes gelegt hatte.

Was wollten diese feigen Knechte unternehmen? Sie kannten längst, um welche Entscheidung es sich handeln mußte. Die Königin durfte nicht schuldlos erscheinen, die neuen Hochzeitsfeierlichkeiten waren bereits entworfen. Johanna Seymour sollte das königliche Diadem um ihre Stirne flechten, und der König war ungeduldig, Scheidung? Ah, das währte zu lange, das bedurfte so vieler Verhandlungen — das war so mühselig, so schwerfällig — das Weib des Henkers trennt weit schneller, und die Voleyn ist nicht die Tochter eines Königs; wenn sie ihr Haupt auf den Block legt, wird keine Stimme von einem Throne herab gegen den Mörder sich erheben.

Und es kam, wie die feilen Richter geplant hatten! Es stellte sich ein Heer von Zeugen und Anklägern. Sechs furchtbare Beschuldigungen, von denen eine einzige genügend gewesen wäre, die Vernichtung eines Weibes herbeizuführen, wäre sie erwiesen worden, sechs Anklagen rufen die Schöffen des Gerichts ihr entgegen. Man laßt die Zeugen vor die Schranken, keiner derselben vermag genügende Beweise zu bringen, keine der abscheulichen Anschwägungen hält die Probe. Aber die Königin soll ja fallen, der König brennt vor Verlangen, die schöne Seymour sein Weib zu nennen, demgemäß muß der Spruch des Hofes auf Tod lauten. Es ist ein einziges Zeugniß vorhanden, eine läppiße Aussage, an welche der Richter sich klammert, sie ist von einem erkaufte Zeugen abgegeben und ein Wort der Königin entkräftet sie, aber sie ist vorhanden; und war die Voleyn nicht wirklich dereinst mit Percy verlobt, da sie noch in Paris weilte? Ah, warum hat sie das große Verbrechen nicht dem König entdeckt: daß es einen schönen und edlen Mann gab, der ihr vor dem achten Heinrich seine Hand antrug! „Tod durch Feuer oder das Weib des Henkers, wie es in des Königs Belieben steht,“ so lautet der Spruch, den Anna mit heiterem Blicke und unerschütterlicher Ruhe vernimmt. Sie sendet noch ein Schreiben an den Despoten, in welchem sie nicht um Gnade bittet, sondern nur ihre Unschuld behauptet — aber die Seymour! die Seymour! Der König wird das Urtheil nicht kassiren; er mag es nicht leiden, daß eine solche Mahnerin an sein Unrecht auf Erden weile, aber er ist gnädig, er will nicht, daß die Gestalt, welche er einst angebetet, von den Flammen verzehret werde; man wird der schönen Voleyn das Haupt herunter schlagen! — „Ach,“ ruft Anna heiter aus, als sie die Todesbotschaft erhält, „der Henker ist, wie ich höre, sehr geschickt, und mein Hals ist schlang. Sehen Sie, Mylord, hier ist das Maß,“ und sie reicht dem Lordlieutenant des Tower eine Schnur hin, mit welcher sie des schönen Halses Umfang gemessen.

Ihre Festigkeit, ihre Ruhe verlassen sie auch im letzten Augenblicke nicht. Unter Betherungen ihrer Unschuld legt sie das Haupt auf den Henkerblock — ein Schlag und der König ist von ihr befreit.

Am folgenden Tage begehrt Heinrich die Hochzeitsfeier mit der schönen Seymour. Das Blut Anna's spritzt auf das hochzeitliche Lager der neuen Gemahlin. Hat kein Schauer die Seymour erfasst? Wird in dem Jubel des Festes der Angstschrei ertönt, welcher sich Johanna's Brust entwindet? Die, welche schlimme Prophezen waren, sagten ihr ein gleiches Schicksal voraus — der Gatte Johanna's hat seine Freude an Blut, wer kann den Tiger für immer zähmen? Aber das Geschick wollte mit Johanna gnädiger verfahren. Sie sollte dem Weibe entgehen. Sie starb, noch glühend geliebt von Heinrich, in dem Palaste zu Westminster in den Armen des Königs, nachdem sie ihm einen Sohn, den Prinzen Eduard, geboren.

Zwei Jahre lang trauerte Heinrich um den Verlust. — Neues Hochzeitsfest zu London! Heinrich feiert seine vierte Vermählung. Dieses Mal ist es wiederum die Tochter eines Fürsten, welche die Stelle einnimmt, von der Catharina und Anna Voleyn herabgestoßen wurden, von welcher der Tod die schöne Seymour riß.

Die neue Ehe war vom ersten Momente des Zusammenstehens der Verlobten an — unglücklich. Anna von Cleve, die Tochter Johann's III., Herzogs zu Sülich und Cleve, war dem Könige dringend zur Gattin empfohlen. Weshalb? Weil der Günstling Heinrich's, der mächtige Minister Thomas Cromwel, einer protestantischen Königin bedurfte, um die

Religionsveränderung durchzuführen. Heinrich lernte seine neue Gemahlin zuerst aus dem Bilde kennen, welches der wackre deutsche Künstler Hans Holbein von ihr gefertigt. Der Maler hatte die Herzogstochter so lieblich darzustellen gewußt, daß der königliche Bräutigam Wohlgefallen an ihren Zügen fand.

Er reiste ihr, als sie nach England gekommen war, bis Rochester entgegen. Er fand sich getäuscht. Freilich, er hatte nicht Unrecht, der Künstler war ein Schmeichler gewesen. Das Original erreichte nicht im Entferntesten die Copie an Schönheit. Der König war sichtlich verstimmt, aber er konnte, ohne den Herzog zu beleidigen, nicht von der Heirath zurücktreten. Anna von Cleve zog in London ein. Sechs Monate währte ihre Stellung als Königin von England — da erschien eines Tages die Kronanwalte, die Peers und erklärten, daß die Ehe getrennt werden müsse, weil Anna von Cleve bereits dem Prinzen von Lothringen verlobt gewesen sei. Der König kannte seine Leute. Ein Schreiben hatte genügt, um die unschöne Herzogstochter der Würde verlustig zu erklären, welche sie sich durch eine Täuschung ihres Gatten angeeignet hatte. Eine doppelte Täuschung! Einmal war Anna von Cleve durchaus nicht so schön, als sie sich durch die Hand des Künstlers darstellen ließ, dann hatte sie bereits dem Lothringer sich verlobt — der König wollte keinem früher Begünstigten nachsehen. Sein Entschluß war noch dadurch befestigt, daß er schon während der Verhandlungen über die Cleve'sche Heirath die schöne Catharina Howard kennen gelernt hatte.

Sie sehen und lieben war bei dem sinnlichen Könige Eins. Die Howard stammte aus einem berühmten Geschlechte. Ihr Vater war Edmund Howard, ihr Großvater Thomas I., Herzog von Norfolk. Der König trug ihr seine Hand an. Catharina hatte viel von dem Stolge der mächtigen Familie in sich, sie scheute nicht zurück, obwohl ein Verhängniß diese Heirath zu umschweben schien, denn Catharina war Geschwisterkind mit der unglücklichen Anna Voleyn gewesen.

Allein was hätte dem Willen Heinrich's widerstehen dürfen? Und dann reizte die Macht. — Catharina besaß nicht die Bescheidenheit einer Voleyn, einer Seymour, sie trogte auf ihre Gewalt, die sie über den König erlangt zu haben glaubte, sie war nicht eine harmlose Spielerin in den Insignien königlicher Würde, wie es die früheren Gemahlinnen Heinrich's gewesen. Geübt in Intriguen jeder Art, harpte sie sehnsüchtig des Augenblickes, wo sie, im ganzen, vollen Besitze der Macht, diesem Hange genügen konnte, und war der Beginn nicht schon da? Der König ließ, um sie zu besigen, sich von einer Fürstentochter scheiden.

(Schluß folgt.)

Der liebste Mann im Städtchen.

In unserm Städtchen lebt ein Mann,
Den lieb' ich über alle Maßen.
Daß ich ihn heimlich treffen kann,
Durchweil' ich oft ein Duzend Straßen.

Zwar geht er täglich oft vorbei,
Und grüßt heraus zu dem Balcone,
Doch schüttelt er das Haupt dabei,
Wird ihm kein Dankesblick zum Lohne.

Wie klopt mein Herz, hab ich erblickt
Den uniformgeschmückten Wandrer!
Wie jauch' ich, wenn er lächelnd nickt!
Welch bittere Täuschung, ist's ein Andreer.

Er nickt, er naht mit schnellem Schritt,
Verlangend reich' ich ihm die Hände —
Was ich ersehnt, er bringt es mit!
Nicht geiz' ich mit der Dankesspende.

Wer ist es, der da zaubern kann
Zu heitern Mienen die betrübten?
Briefträger ist der theure Mann
Und bringt mir Briefe vom Geliebten.

Gily Gregor.



Die Mode.

ie Aufgabe, Modeberichte zu schreiben, würde mir recht leicht und angenehm werden, wenn ich nach Herzenslust über jede mir nicht zufagende Geschmacksrichtung meine persönliche Meinung äußern dürfte und jede extravagantere Laune in die solide Bahn eines verständigen Strebens für effectvolle und zugleich praktische Toiletten leiten könnte. Da aber eine Modeberichterfatterin nicht als „Königin über den Parteien“ thront, sondern sich mitten in dem bunten Basallengeriebe spähenden Auges und offenen Dρες als der „Souveränin Mode“ getreuerer Dollmeßchen bewegen und — falls sie sich nicht allerhöchste Ungnade zusiehen will — Alles berichten muß, so darfst Du, liebe Leserin, Deine Veronika nicht verantwortlich machen, wenn sie Dir von der allzu nachgiebigen Mode, gegenüber der nach Wechsel jagenden eleganten Welt, referirt. Deine Vorwürfe solltest Du vielmehr an die „Böwinen“ adressiren, welche die enganliegenden Toiletten unbewußt tarirtrend, sich in die nicht Jedem zufagenden Futterale kleiden; gleichzeitig solltest Du Dich aber auch erinnern, daß einfachere Arrangements für den soliden Geschmack vorhanden sind, unter denen der sorgfältige Blick für jede Individualität Passendes findet, sobald es dem Suchenden Ernst damit ist.

Nach wie vor erhält sich der vorn faltenlos anschließende, mit sächerförmiger Schleppe ausgestattete Rock sowie die zurückgebundene Tunika und Rücktaillie selbst bei den Toiletten aus leichten Stoffen in unveränderter Gült, wenn nicht der im Gesamteindruck sich wenig unterscheidenden Polonaise der Vorzug zuerkannt wird; während faltenreich drapirte Garnierungen oder faltenlos herabhingende, hinten nur mächtig gefasste Arrangements an diesen Schnittformen eine so verschiedenartige Wirkung vermitteln, daß es nur von der sorgfältigen Wahl der ersteren abhängt, um mit derselben comme il faut zu erscheinen.

Die Vorleite für Leinenkleider, d. h. für Toiletten aus einer jener Stoffarten, welche zur Kategorie der waschbaren gehören, zeigt sich in der gegenwärtigen Saison noch allgemeiner, als in der vorjährigen, und zwar

wählt man vorzugsweise gestreifte Muster, um diese zu einfarbigen, mit dem Ueberleide harmonisirenden Röden aus gleichem Gewebe oder aus Seidenstoff zu tragen. Die Verwendbarkeit bereits getragener, gleichfarbiger Seidenroben begünstigt derartige Arrangements außerordentlich. Als Garnierung dienen gebälte oder geflüppte Franzen aus Zwirn, spanische Spitzen, gestickte Applicationen aus dunklerer Keinswand oder Blüses.

Neben den kostbaren, mit reichen Dessins fabricirten Geweben aus Seibengaze widmet man der classisch-weißen Toilette aus Mull oder Batist eine außerordentliche Aufmerksamkeit. Die effectvolle Garnierung mittelst gelblicher Valenciennes, welcher man durch ein Kaffeebad die von der Mode vorgezeichnete Farbe gibt, verleiht diesen Kleidern eigenthümlichen Reiz.

Für die etwas verbrauchte Bezeichnung „crème“ hat man neuerdings die Nuance „ivoire“ erfunden, welche in der Sache zwar dasselbe ausdrückt, aber für die zartere Empfindung orthobogrer Modisten den durch den Kaffee erzielten Farbenton kennzeichnen soll. Weiße, mit Keru garnirte Batist-Polonaisen über cora-farbenen, mit Weiß besetzten Röden zählen gleichfalls zu den beliebtesten Arrangements.

Als ebenso elegant wie praktisch empfehlen sich ärmellose Polonaisen aus gebüßtem Tüll „ivoire“, oder aus schwarzem Erbsstüll, je nach dem Fond mit gleichfarbigem, circa 1 Centimeter breiten, wollenen Rigen derselben Farbe derartig überdeckt, daß der Büschelraum von einer Besaglinie zur anderen schmaler erscheint, als die Lige selbst. Gleichfarbige wollene Spitzen und Hüschleifen vollenden die Garnierung dieser Ueberleider, welche zu seidenen Unterkleibern in übereinstimmender Farbe getragen werden.

Die große Farbenwahl unter den wollenen Rigen ermöglicht mancherlei hübsche Durchbruchmuster auf gleichfarbigem Tüll zu abschließenden Garnierungen an Paletots und Confections jeder Art.

Die stets beliebtesten grauen Stoffe, welche in dieser Saison durch die Mischung mit einem gelblichen Weiß in der Farbe variiren, sind namentlich in dem als Louise bekannte Gewebe bevorzugt, welches die Garnierung mit weißen Mull-Blüses, zur Hälfte durch schwarze Seidenspitzen verwickelt, begünstigt.

Für die Reife widmet man den praktischen Wollengeweben verdiente Beachtung, und wählt vorzugsweise melirten Stoff ohne bestimmtes Dessin in mittlerem, unbestimmtem Farbenton. Der ungarirte Rock wird am Saum in regelmäßigen Zwischenräumen durchstiept und die Polonaise mit wollenen Rigen besetzt, wenn nicht eines von den bereits im Bazar verbildlichten Arrangements den Vorzug erhält.

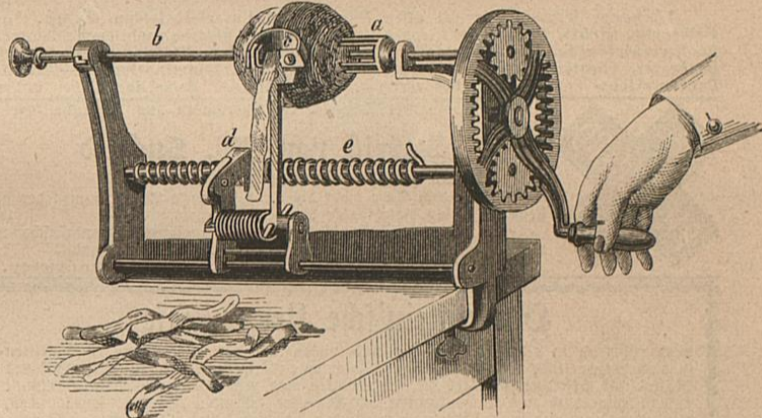
Den zahllosen Formen der Paletots, Mantellets, Fichus und ärmellosen Jäckchen folgen die hochschmücklichen Tage kleine Charpes aus Seidenstoff oder Gaze, welche mit Spitzen, Blüses, Franzen etc. garnirt, leicht um die Schultern gelegt und vorn verschlungen, oder beliebig an der Gürtellinie festgesteckt werden. Junge Mädchen acceptiren die selbige Schnittform zu weißen Mull-Charpes, welche auf den hellen Wäschkleibern den frischesten Effect vermitteln.

Von den Hüten läßt sich nicht behaupten, ihre Form sei eine kleinere, oder die Garnierung derselben eine einfachere geworden, das Gesamtbild aber von Frisir und Hut wirkt ruhiger, harmonischer, seitdem der himmelanströmende Aufbau mäthigeren Formen gewichen ist. Die sich auf dem Wirbel des Kopfes erhebende Haarfrisur soll nicht umfangreicher sein, als der Innenrand des Hutes, mithin accomodirt man sich von groß mal groß den kleidbaren Formen, welche in so großer Mannichfaltigkeit vorhanden sind, daß sie jedem Geschmack Zukunendes bieten. Trotz der für schließende Mänder günstigen Jahreszeit sind neuerdings kleine Toques erschienen, deren mit Blüthenkranz abschließender Rand unmittelbar auf dem Kopf ruht. Kleine Capotehüte mit weichem Kopf und Wavolet werden von jugendlichen Damen getragen und entsprechen keineswegs bezüglich der Kopf umschließenden Form ihren für ältere Damen berechneten Vorbildern, gleichen vielmehr kleinen weichen Baby-Hütern, die, wenn auch irrtümlich auf größeren Köpfen getragen, nichtsdestoweniger allerliebt kleiden. Volle Kränze und wahre Blüthenkränze garniren die kleinsten und größten Formen und zwar wählt man ausnahmslos helle Blüthen zwischen dunklem Laub und dunklen Beeren. Selbst die Feldproben werden in großen Büscheln, aber aus halbgeschlossenen Blüthen bevorzugt. Verberigen in franzenartiger Form zwischen grasartigem Laub und Blättern trägt man mit Vorliebe als Randabschluss der aufliegenden Hutformen.

Veronika v. G.

Wirthschaftsplaundersien.

Amerikanische Schälmaschine für Obst, Kartoffeln etc. Vor acht Jahren brachte der Bazar Abbildung und Beschreibung einer Apfelschälmaschine, als deren verbesserte Auflage die nebenstehend skizzirte Schälmaschine gelten



darf. Die Frucht wird bei letzterer auf eine dreizehnförmige, beim Drehen der Kurbel rotirende Gabel (a) gesteckt, von der andern Seite her durch eine bewegliche Nadel (b) fixirt. Das halbmondförmige Schälmesser (c) wird durch Federkraft gegen die Frucht gedrückt. Beim Einstellen des Messers wird es mittelst einer Klemme (d) auf die um eine Stange gewundene Drahtspirale aufgeklemmt und beim Drehen der Kurbel dadurch in die Richtung von a nach e fortbewegt. Gleichzeitig dreht sich hierbei die aufgesteckte Frucht um ihre Aze und streift ihre Schale an dem vorüberziehenden Messer ab. Die Elasticität der Feder, mit welcher das Schälmesser gegen die Frucht gedrückt wird, veranlaßt, daß sich das Messer den Formen der Frucht genau anschmiegt; die Schale der Frucht wird dabei sehr dünn und sauber entfernt und es ist dann nur noch ein nachträgliches Ausputzen kleiner in der Frucht



beständlicher Gräbchen nöthig. Dieses Nachputzen geschieht am besten mit dem Schälmesser, welches unsere zweite Abbildung zeigt. Es ist dies eine Art Doppelmesser, mit parallel zu einander stehenden Klingen, dessen Gebrauch allein schon beim Schälen und Ausputzen besonders von Kartoffeln in der Küche sehr willkommen sein wird. Die Schälmaschine kostet im Magazins des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin, Hausvogtelplatz 12, zehn Mark, das Schälmesser eine Mark.

Auflösung des Rebus Seite 164.

„Vorgethan und nachbedacht hat Vielen groß Leid gebracht“.

Räthsel.

Er sprach in Frühlingszeiten
Zu mir im grünen Hain:
„Wald — glaub' es meiner Zweiten —
„Wirst Du die Erste sein!“

Todt liegt jetzt Wald und Haide, —
Mein Herz auch immerdar:
Jetzt weiß ich, daß die Zweite
Damals das Ganze war.

A. G.

Correspondenz.

Toilette, Mode, Handarbeit. Langjährige Abonnentin P. ... Die gewöhnlichsten Bänder erhalten Sie in der Ordensband-Fabrik von J. Godet & Sohn, Berlin, Schloßfreiheit 4.

Kosmetik und Gesundheitspflege. A. A. in P. ... Hedwiga in P. Entharungsmittel sind auf Seite 99 des Bazar dieses Jahres, Schiffe Anna u. b. besprochen worden.

Haushalt und Küche. J. A. in B. Ein guter Porzellantisch besteht aus frischem Eiweiß, das mit Gyps pulver, dem etwas gebrannter Kalk zugemischt wurde, zum Bitten drei angereicht wird.

Verschiedenes. G. W. B. in Ch. Wir empfehlen Ihnen zum Selbstunterricht das Werk von L. Baumblatt, Lehrer an der Fortbildungsschule für Jungfrauen in Kaiserslautern, Buchführung für Gewerbe, Handel und Landwirtschaft; Verlag von J. Schneider in Mannheim.

Haushalt und Küche. J. A. in B. Ein guter Porzellantisch besteht aus frischem Eiweiß, das mit Gyps pulver, dem etwas gebrannter Kalk zugemischt wurde, zum Bitten drei angereicht wird.

liebtst Zucker, legt sie nochmals einen Tag in die Mähre, und sollten die Früchte dennoch nicht gehörig trocken sein, so macht man das Verfahren noch einmal wiederholen. Fürstliche und Quitten, regelrecht eingemacht, behandelt man eben so.

Ostseebad Heiligendamm. Bahnstation Rostock. Deutschlands ältestes Seebad. Klimatischer Kurort ersten Ranges. Offene See. Durch Hochwald gegen Winde gedeckt.

1/2 Stunde von Frankfurt a. M. Bad Homburg 1/2 Stunde von Frankfurt a. M. Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- und Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelsucht, Gicht).

Fabrik von Ph. Suchard in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis.

Gartenstein'sche Leguminose wird rühmend in allen medicinischen und vielen anderen angesehenen Zeitschriften (s. auch Bazar 1875, Nr. 46, S. 381 und Gartenlaube 1875, Nr. 9, S. 153) als bestes Nahrungsmittel für alle Kranken und alle Reconvaleszenten anerkannt.

Unentbehrlich für jeden Haushalt! Zusammenlegbare Gestelle zum Trocknen der Wäsche in verschiedenen Größen zum Preise von M. 8-9-10, für Kinder- und Puppen-Wäsche zu M. 3.00.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. Soeben erschienen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: Die Bäder, Quellen und Curorte Europa's.

Dr. Spielhagen hat soeben einen neuen Roman von 3 Bänden unter dem Titel: „Sturmfluth“ vollendet, und erscheint derselbe vor der Buch-Ausgabe im Laufe des Monats Juni im Feuilleton des „Berliner Tageblatt“.

Bazar de Voyage, J. Demuth, Hoflieferant, Berlin C., Schlossfreiheit 1. Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und seinen Lederwaren.

H. Lisser Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt lange Corsets für Panzerstücken, Jupons und Tournures in reichster Auswahl und jedem Genre.

Das Recept, nach welchem man in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern den wegen seines vorzüglichen Geschmacks und wegen seiner prachtvollen Farbe weltberühmten Kaffee bereitet.

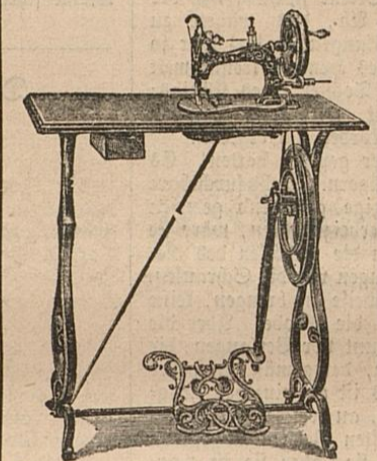
Lilienmilch-Seife, die wegen ihrer Reinheit und Feinheit alle Toilette-Seifen übertrifft, a Stück 75 1/2, 6 Stück 4 M., parfümirt in türk. Rosen a Stück 1 M. 75 1/2 und 2 M. 25 1/2.

LOHSE, Parfümeur, Hoflieferant Ihrer Majestät der Kaiserin. Erfinder des f. l. privilegirten Hautwassers „Eau de Lys de Lohse.“

Rückgratsverkrümmungen behandelt in seinem Institute Prof. Dr. Ulrich in Bremen.

SHANTUNG Elegante Reisekleider. Chines. waschb., reinseid., öcufarb. Bast-Roben (18 1/2 Meter = 28 Ellen enthaltend), pr. Robe 25 und 30 Mark, empfiehlt H. LISSAUER.

Preis ohne Verschlusskasten Mark 81. Preis mit Verschlusskasten Mark 90.



Preis ohne Verschlusskasten Mark 81. Preis mit Verschlusskasten Mark 90.

Jeder Maschine werden folgende Apparate gratis beigegeben: 1 Dellanne, 1 Lineal, 4 Nadeln mit Nadelbüchse, 1 Bandenfass, 1 Nähnäher, 2 Schraubenzieher, 1 Doppelfäher für 2 Breiten, 1 Watterer, 1 Bandaufnäher, 1 Nähnäher, 1 Gebrauchsanweisung, 1 Pinzette, 4 Metallspulen, 1 Kränzel, 1 Kappläher, 1 Soutacheaufnäher.

Königsdorf & Schulze, Braunschweig. NB. Auf Wunsch sind auch gern bereit, die Maschine ohne jede vorherige Anzahlung auf 14tägige Probe zu übergeben und solche event. vom Empfänger zurückzunehmen.

Grinochrom, bestes Haarfarbmittel von J. Barthol, Berlin, Fruchstr. Nr. 58, in Schwarz, Braun, Cendré. Preis pr. Cart. 1 1/2 Thlr., 4, 5 Mark. Zu haben bei G. Karig, Berlin, Hausvoigteiplatz Nr. 9.

Toilette-Teintine. Dieses Schönheitsmittel giebt dem Gesicht den zarlichsten, frischesten, jugendlichen Teint; es reinigt, glättet u. belebt verjüngend die Haut, macht sie unfehlbar weiß, weich u. elastisch.

Jama, unfehlbares Schönheitsmittel gegen das Bräunen des Teints im Frühjahr und Sommer, stärkt, erfrischt die Haut; leicht Sommerprossen und Hautfressen; wird von allen medic. Autoritäten für sehr zweckdienlich empfohlen.

Die Ausbildung zur Comptoir-Dame ist von höchster Wichtigkeit. Angenehme, belehrende und bildende Thätigkeit. Sicherung vor den Zufälligkeiten des Schicksals. Höchst willkommene Hülfe für alle Geschäftskräfte. Der Unterricht wird brieflich unter Garantie besten Resultates erteilt. Probebrief unentgeltlich und frei. Ferdinand Simon, Lehrer der Handelswissenschaft und Zubehörer des Kaufm. Unterrichts-Instituts Magdeburg.

Zum Familiengebrauch, zur Damenschneiderei etc. ist unsere auf der Wiener Welt-Ausstellung mit dem höchsten Preise, der Verdienst-Medaille prämierte

Lincoln-Nähmaschine

entfchieden die praktischste aller existirenden Systeme, da mit derselben alle vorkommenden Arbeiten gefertigt werden können. Dieselbe nährt den leichtesten Stirtung oder Mull genau so gut, als den schwersten Doublstoff, wodurch sie dem zum Theil sehr viel eingeführten Wheeler- & Wilson-System entschieden vorzuziehen ist, da letzteres zu Weicharbeiten wohl gut zu verwenden, zu etwas schwereren Arbeiten, welche wohl in jeder Familie einmal vorkommen dürften, jedoch gar nicht zu gebrauchen ist.

Königsdorf & Schulze, Braunschweig. NB. Auf Wunsch sind auch gern bereit, die Maschine ohne jede vorherige Anzahlung auf 14tägige Probe zu übergeben und solche event. vom Empfänger zurückzunehmen.

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiert in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg.

Mineralseife. Patentirte Wasserlass-Composition. Das allgemein und auch von der Redaction des Bazar anerkannte, vorzüglichste Waschmittel für Hauswäsche aller Art, Seife, Woll-, Baumwolle, Leinen etc., ohne Falz oder Farbe im Mindesten angreifen, offeriren gegen Einlieferung von drei Reichsmark 10 Pfd. Brutto im Holzeimer franco 1677 von Baerle & Spönnagel, Berlin N.

Die Maschinen-Strumpf- & Strickwaren-Fabrik von J. Charisius in Königsberg i. Pr. empfiehlt ihre Strickfabrikate zu billigen Preisen. Damenstrümpfen in vorzüglichen Facons u. geschmackvollen Farben, sowie Strümpfe und Beinkleiden vom einfachsten bis elegantesten Genre sind Specialität.

Kinder-Wagen von 2 Thlr. an Kranken-Fahrstühle in grösster Auswahl, sowie sämtliche Korbfabrikate zu billigsten Preisen. J. G. Teuscher Sohn, BERLIN, SW. Leipziger Str. 88. Preis-Courante franco und gratis.